



GRASS

**GRAS**

## Inhalt

Vorwort

- I -

Im Dorf

Die Taube

Der Weg ins Amt

Der Blechteller

Die silberne Gabel

Armin und Anja

Das Cabrio

Das Interview

Der Dorfbock

Das Schwert

Die Echse

Das Tier

Das Plakat

Kalastra

Der Rasierspiegel

Weit weg

- II -

Theros Wanderung

Der Geist

Die Einladung

An der Birke

Blume, Blume

Ankunft

Auf der Bank

Die Feigenallee

Die Mühle

Der Bollerwagen

Viel Glück!

Wandlung

Bis bald

- III -

Scherben

Vier Spiegel

Nah mit dir

Ohne Ort

Im Rabenaug

Farbengesang

- IV -

Des Nachts ist es meist ruhig

Handlinien

Der alte Artist

- V -

Abschied von Gero

Das Wrack

Heimat

Nachtreiter

- VI -

Wenn der Tag anbricht

Blumentanz

Oase

Ave Maris Stella

Hügelauf und hügelab

Bildergeschichten

Der Fluss

Vom Aufschreiber

- VII -

Kokola

Brot

Sprachlos

So schwer

Streit

Im Haus

Sonderling

Hilfe

Traum

Tee

Blut

Schuld

Die Mühle

Seid willkommen, Freunde,  
in der Steppe!

Das Gras ist dir immer nah,  
wenn auch der Blick in die Ferne schweift.

Euer Armin

## Vorwort

Armin Nimra lebt in Tiefenberg, einem kleinen Dorf in der Steppe. Es liegt inmitten von Feldern, Kornblumen und Hecken. Eine Ziegenherde, ein paar Hunde und Katzen gehören dazu, auch ein Pferd. Es gehört seinem Freund Kokola. Er ist der Müller und wohnt außerhalb des Ortes in seiner Mühle. Sie steht auf einem Hügel, ist weiß angestrichen und hat bunte Segel.

Kommt man den Weg vom Städtchen Kadikla, findet sich Armins Haus am Ortseingang auf der rechten Seite. Davor steht eine grüne Bank. Die Haustür ist braun und trägt eine silberne Eins aus Blech.

Armins Frau Anja stammt aus dem Nachbarort Hohental. Sie lernten sich bei einem Tanzfest kennen. Bald darauf heirateten sie. Zuerst kam ihre Tochter Sabina zur Welt, zwei Jahre danach ihr Sohn Benno. Beide haben jetzt junge Familien und wohnen ebenfalls in Tiefenberg.

Armin Nimra ist, wie zuvor sein Vater, Bürgermeister. Als Einziger des Schreibens kundig, ist er von der Dorfgemeinschaft fortgesetzt in das Amt gewählt worden. So war es auch in diesem Jahr. Alle kamen und haben ihm ihre Stimme gegeben. Anschließend hat Armin eine Runde Schnaps spendiert. Die Pflichten des Amtes ruhen nun für weitere zwei Jahre auf seinen Schultern.

Die Leute arbeiten hart in Tiefenberg, die Erde schenkt ihnen nichts. Weit streckt sich der blaue Himmel über das Land, die Sonne brennt herunter. Der Wind bewegt das Gras.

## Im Dorf

### Die Taube

Wenn Armin vor die Tür tritt, um ein Pfeifchen zu rauchen, lässt er seinen Blick schweifen. Gegenüber, auf dem Dachfirst des Nachbarhauses, sitzt des Öfteren eine Taube. Immer dieselbe. Immer mehr zur Mitte des Daches hin, nie am Rand. Wenn die Sonne scheint, leuchtet hinter ihr der blaue Himmel. Regnet es, sitzt sie dort nicht, sondern woanders. Vermutlich unter einem Dachvorsprung, um nicht nass zu werden.

Während er da steht und ihr zuschaut, zündet er sich ein Pfeifchen an. Er zieht und pafft, bis der Tabak ordentlich glüht, und bläst eine Rauchwolke in die Luft. Dann steckt er die Pfeife für den nächsten Zug zurück in den Mund und anschließend die Hände in die Hosentaschen. Die Taube interessiert das nicht besonders. Manchmal schaut sie für einen Moment herüber.

Armin guckt und pafft so vor sich hin. Nach einer Weile nimmt er die Pfeife wieder in die rechte Hand, die linke bleibt da, wo sie ist. Er kratzt sich mit dem Pfeifenstiel am Kopf.

Die Taube sieht in sich versunken aus. Was sie wohl denkt? Vielleicht denkt sie über das Leben nach. Dabei sieht sie alles von oben. Er denkt auch über das Leben nach und sieht es von einmeterzweiundsiebzig Höhe. Das ist nicht sehr hoch. Die Taube hat vom Dach aus eine bessere Übersicht. Mag sein, dass sie sogar über ihn nachdenkt, denn er ist das einzige Lebewesen, das in ihrer Nähe Rauchwolken ausstößt.

Oder sie döst. Ja, wenn sie die Augen geschlossen hat, döst sie und denkt an gar nichts. Vielleicht träumt sie dann ja was. Ihm geht das oft so. Wenn er auf der grünen Bank vor dem Haus sitzt oder in der Küche, wo es immer warm ist.

Auf der Bank zu sitzen, das wäre jetzt nicht schlecht. Armin setzt sich auf die grüne Bank. Er neigt sich nach vorn und stützt sich mit den Ellenbogen auf den Knien ab. Das Kinn lässt er in der linken Hand ruhen.

Sein Pfeifchen hält er weiter in der Rechten.

Er schaut wieder zur Taube hoch. Da er vorgebeugt sitzt, sieht er sie nur oben im Blickfeld unter seinen Augenbrauen. Die Taube hält die Augen geschlossen. Auch Armin schließt seine Augen. Ihn juckt die Nase. Er kratzt die Stelle mit dem Fingernagel. Die Sonne erwärmt seinen Kopf. Ihm wird ein bisschen duselig.

Er fängt an zu schwitzen. Er richtet sich auf und steckt die Pfeife in den Mund. Er öffnet die oberen zwei Knöpfe und zieht den Stoff von der Brust, um kühle Luft hereinzulassen. Seine Augen bleiben geschlossen.

Armin lehnt sich zurück. Hinter seinen Lidern schillert es in vielen Farben. Langsam öffnet er das linke Auge, dann das rechte. Er reibt sie mit den Fäusten und zwinkert ein paarmal. Nach und nach gewöhnt er sich an das helle Tageslicht.

Die Taube sitzt noch an ihrem Platz. Ihre Augen sind geschlossen. Armin schaut nach rechts, die Dorfstraße entlang. Es ist niemand zu sehen.

Der Himmel ist strahlend blau. Die Vögel zwitschern. Seine Pfeife ist ausgebrannt. Stopft er sich eine neue? Jetzt nicht. Er lässt die Arme herabsinken, lehnt sich zurück und schließt die Augen wieder. Ah, die warme Sonne. Aber die Farben kommen diesmal nicht. Er wartet eine Weile. Es tut sich nicht viel, nur ein paar rote Linien sind zu sehen. Schade. Er lässt den Kopf auf die Brust sacken. In dieser Stellung bleibt er. Die Sonne scheint ihm jetzt in den Nacken. Allmählich wird ihm dort heiß.

„Armin“, ruft Anja aus der Küche. „Kommst du mal?“

Er nimmt den Kopf hoch und die Pfeife aus dem Mund: „Was ist?“

Er hört etwas scheppern. Sie hantiert mit den Töpfen.

Langsam öffnet er die Augen. Er senkt den Blick. Der Sandboden ist nicht so hell. Sieh da, dort krabbelt ein Käfer, recht emsig. Als wüsste er genau, wohin er wollte. Seltsam, immer unterwegs diese Käfer.

Er sieht wieder zur Taube. Sie ist ein paar Meter nach links gewandert.

Armin rutscht mit dem Hintern nach vorn, macht seine Beine lang und streckt die Arme aus.

## Der Weg ins Amt

Armin sitzt am Küchentisch, einen Stift in der Hand und schreibt Wörter auf ein Blatt Papier. Das macht nicht jeder im Dorf! Manche haben keine Zeit dazu. Das ist verständlich. Vermutlich ist derjenige auf dem Felde beschäftigt.

Bis zur achten Klasse hat er Schreiben in der Schule gelernt. Das kommt in Tiefenberg nicht so oft vor. Sein Vater hat aufgepasst, dass er jeden Tag zur Schule ging. Nach vier Jahren war er der Älteste und die anderen Kinder waren alle kleiner. Und haben ihn ausgelacht. Jeden Tag. Das machte keinen Spaß! Doch sein Vater sagte: „Halte durch, Armin! Weil du schreiben lernst, werden sie dich später zum Bürgermeister wählen, und du musst nicht auf dem Feld arbeiten.“

Er hat recht behalten. Heute sitzt Armin in der Stube oder vor dem Haus und raucht sein Pfeifchen. Gelegentlich, wenn ihm danach ist, ein Schwätzchen zu halten, geht er raus zu den Leuten aufs Feld. Gewöhnlich lassen sie ihn in Ruhe und fragen nicht groß: „Hilfst du mal?“. Sie wissen, dass er etwas kann, was sie nicht können und sie ihn deswegen brauchen.

Hin und wieder kommt einer mit der Bitte, einen Brief zu schreiben, zum Beispiel für den Saatgutzuschuss. Dann sind seine Fähigkeiten gefragt. So ein Brief kann zwei Tage Arbeit bedeuten. Er muss sauber geschrieben werden, ohne Tintenflecke. Zum Schluss wird er sorgfältig in einen Umschlag gepackt. Armin bringt ihn persönlich ins Amt nach Kadikla. Dort legt er ihn auf den Tresen.

„Hallo Armin“, begrüßen sie ihn. „Wie geht's in Tiefenberg?“

„Das Leben ist hart. Wir brauchen einen Zuschuss!“ Er schiebt den Brief über den Tresen auf die gegenüberliegende Kante. Bevor er hinunterfällt, nehmen sie ihn lieber. „Bis demnächst“, verabschiedet er sich.

Anschließend geht er ins Kaffeehaus ZUM WEISSEN DROMEDAR. Er bestellt sich ein kühles Bier, streckt die Beine aus und stopft sein Pfeifchen.

## Der Blechteller

Er blinkt in der Morgensonne. Seltsam. Wie ist er nur auf die Wegsteine gekommen? Armin hat nichts gehört. Wenn Blech zu Boden fällt, schepert es eigentlich.

Etwas zerbeult ist er. Armin wischt den Sand mit dem Hemdsärmel ab und nimmt ihn mit ins Haus.

Am Küchentisch sieht er sich sein Fundstück genauer an. Mit aufgestützten Ellenbogen dreht er es langsam zwischen den Händen. Man kann nie wissen, ob sich vielleicht eine Inschrift darauf befindet, schon etwas abgewetzt, aber noch lesbar. Oder ein Zeichen, das verrät, wo ein Schatz vergraben liegt. Mit bloßem Auge ist nichts zu erkennen.

„Anja! Wo ist die Lupe?“

Keine Antwort. Sie scheint außer Haus zu sein.

Armin sucht die Lupe. Er wühlt zuerst durch die Tischschublade, darauf in den beiden Schrank Schubladen. Nirgends eine Lupe. Na gut, dann ohne Lupe. Erst einmal.

Er setzt sich wieder hin. Einige Schrammen sind auf dem Blech zu sehen. Er hat wohl einiges erlebt, der Teller. Wer schon alles von ihm gegessen hat? Vielleicht ein Hund? Und der Hund hat ihn vor seine Haus-

tür geschleppt. Plötzlich ist ihm etwas anderes in die Nase geraten. Oder sein Herrchen hat den Teller geworfen, um ihn danach laufen zu lassen, und er war zu weit geflogen. Dann hatten sie ihn nicht mehr gefunden. Doch Armin hätte gehört, wie der Teller vor seiner Haustür landete.

Sein Gehör ist sehr gut. Das weiß er genau. Selbst das leise Flattern der Fledermäuse in der Nacht entgeht ihm nicht, und wenn Fremdes im Dorf ein Geräusch gibt, kriegt er das sofort mit. Erst gewöhnt man sich an alles, und dann hört man umso genauer, falls sich etwas Neues bemerkbar macht. Auf dem Blech sind nirgends Kerben zu erkennen, die von einem Hundezahn stammen könnten.

Er wackelt, als Armin den Teller vor sich auf den Tisch stellt. Er stößt ihn am Rand an. Er macht ein schepperndes Geräusch. Mit der Fingerkuppe verstärkt Armin das Kippen, indem er ihn oben am Rand beschleunigt, wenn er zu ihm hinüber wippt. Das tut er, bis der Teller hin und her tanzt. Plötzlich überschlägt er sich und fällt unter den Tisch. Armin sieht ihn nicht und sucht mit der Hand blind in der Gegend zu seinen Füßen herum. Schließlich ertastet er ihn. Mit zwei Fingerspitzen nimmt er den Teller wieder hoch und lässt ihn auf den Tisch fallen. Er scheppert laut, der Teller. Armin lässt ihn zu Ende wackeln. Dort liegt er still.

„Teller, sage mir, woher kommst du?“

„Ach Teller“, seufzt Armin, und legt seine Stirn vor ihm auf die Tischkante.

Nach einer Weile steht Armin auf und trägt ihn wieder vor die Tür. Niemand ist zu sehen. Er legt den Teller genau dorthin zurück, wo er ihn gefunden hatte. Es könnte sich ja jemand heranschleichen, um das Blechding heimlich wieder an sich zu nehmen. Das würde er schon merken. Ihm entgeht so schnell nichts.

Armin schnuppert die Luft. Es duftet nach blühenden Büschen. Die Vögel zwitschern. Es ist ein schöner Morgen. Die Leute sind unterwegs zu

den Feldern, um ihr Tagwerk zu beginnen. Vielleicht hat ja jemand Zeit für ein Schwätzchen. Er macht sich auf den Weg und schlendert durchs Dorf.

„Hallo Sabina“, grüßt er seine Tochter. Sie putzt gerade das Küchenfenster. Mit dem Lappen winkt sie ihm zu.

Hinterm Dorf, wo die Felder anfangen, sieht er die Männer an einem Leiterwagen. Sie laden Arbeitsgeräte ab, und sind mit der Egge beschäftigt. Kokolas Schimmel steht daneben.

„Wartet“, ruft Armin, „ich helfe euch!“, und trabt los.

Gemeinsam hieven sie das sperrige Teil vom Wagen herunter.

„Jei, jei, ganz schön schwer“, stöhnt einer. Er wischt sich den Schweiß von der Stirn.

Sie ziehen die Egge hinter das Pferd, um sie anzulaschen. Danach pflanzen sie sich in einer Reihe auf die Achse. Jemand lässt einen Tabaksbeutel herumgehen.

„Der Gaul hat's nicht eilig“, meint einer.

„Wir auch nicht“, bemerkt ein anderer.

Alle lachen.

## Die silberne Gabel

Armin legt die abgegriffene Illustrierte beiseite und nimmt die Füße vom Tisch. Genug gelesen. Er hat die Stiefel noch an, vorher draußen selbstverständlich gesäubert.

Früh morgens macht er manchmal einen Gang durch die Felder, bei dem er nach dem Rechten sieht. So war es auch heute. Aber eigentlich hatte er nur die Gabel im Sinn, die gestern beim Pflügen an die Oberflä-

che geraten war. Zwischen den Schollen hatte er etwas blinken sehen. Es schimmerte hell, was dort hervorlugte. Schau an, eine silberne Gabel. Fedor, der Ziegenhirt, der nah bei ihm stand, sollte davon aber nichts merken. Mit einem kleinen Schritt stellte er sich davor und schob mit dem rechten Stiefelabsatz Erde nach hinten, um sie wieder zu bedecken. Um sie zu holen, war er vorhin im Morgennebel unterwegs. Nun liegt sein Schatz auf dem Tisch, allerdings schmutzig und leicht verformt.

Er wischt die Gabel an seinem Hemd ab. Einer der Zinken ist verbogen. Er risse womöglich ein Loch in den Stoff. Das muss nicht sein, damit Anja nicht etwas zu stopfen hat.

Er steht auf und nimmt sein Fundstück mit in den Schuppen. Dort befindet sich eine Werkbank. Ein kleines Fenster darüber lässt Licht herein. Daneben stehen einige unbenutzte Spaten und Rechen. Die meisten Gegenstände sind abgedeckt. Armin hat nicht unbedingt Lust zur Gartenarbeit. Er macht nur das Nötigste. Zum Glück denkt Anja nicht anders. Er wird die Gabel verstecken und so tun, als wüsste er gar nichts davon, wenn seine liebe Frau sie entdeckt. Der Gedanke bereitet ihm schon jetzt Freude.

Doch erst einmal wird sie hergerichtet. Er klemmt sie in den hölzernen Schraubstock, der einen Teil der vorderen Werkbank ausmacht. So wird sie nicht zerkratzen, denn Holz hinterlässt auf Metall keine Spuren, weil es das weichere Material ist. Eine Eisenzange würde Rillen hineindrücken. Behutsam zieht er die Backe enger an und biegt den Zinken zurück. Er sollte nicht abbrechen. Obwohl die Gabel auch noch mit drei Zinken willkommen wäre. Zwischendurch löst er sie aus den Klemmba-cken, um sie auf mögliche Bruchstellen zu überprüfen. Feine Risse in der Oberfläche würden darauf hinweisen. Doch dererlei ist nicht zu sehen. Das ist ein gutes Zeichen. Es bedeutet, dass die Gabel eine Silbergabel ist und nicht nur eine silberne Gabel. Silber ist weich und lässt sich gut verformen. Eine Gabel aus Zink, versilbert, würde brechen. Er spannt sie wieder in die hölzerne Schraubzwinde und zieht die Backe vorsichtig weiter an. Jetzt müsste es gut sein. Er öffnet den Schraub-

stock. Der versilberte Zinken fällt auf den Boden.

Dort liegt er und blinkt. Ein schöner Zinken. Man könnte ja einen Zahnstocher daraus machen. Wer hat schon einen silbernen Zahnstocher. So was haben nur vornehme Leute aus der Stadt oder Adelige vom Land. Vielleicht stammt die Gabel ja von einem Grafen aus vergangener Zeit, als sich hier ein großes Gut mit vielen Ländereien befand. Davon hat er zwar nichts gehört, aber man weiß ja nie alles.

Er hebt den abgebrochenen Zinken auf und pult sich damit zwischen den Zähnen. Das klappt nicht so gut. Das Metall ist zu kantig und nicht spitz genug. Den Zinken muss er also noch zurichten. Er steckt ihn in die Hosentasche. Jetzt schaut er sich wieder die Gabel an. Auch mit drei Zinken sieht sie hübsch aus, besonders der Griff mit den Gravuren.

Aber sie ist noch nicht fertig. Er muss die Bruchstelle glätten, denn sonst kann man sich damit leicht am Mund verletzen. Vor allem am Mundwinkel, wenn man die Gabel mit den Leckereien unbedacht dagegen schiebt. Das soll Anja nicht passieren! Er spannt die Gabel wieder ein, nimmt die Feile vom Haken über der Werkbank, und mit ein paar streichenden Bewegungen feilt er den scharfen Grad ab und die ganze Ecke, wo vorher der Zinken war, rund.

Schade. Jetzt kann der abgebrochene Zinken nie wieder angesetzt werden. Jetzt es ist endgültig eine Gabel mit drei Zinken. Unwiederbringlich. Sieht aus wie eine Hand, die den Zeigefinger in der Kreissäge oder beim Feuerholzhacken hat lassen müssen. Oder sogar wie eine Teufelsgabel. Die sieht ja doch aber etwas anders aus, mit drei Pfeilspitzen an den Enden, mit Widerhaken.

Er legt die Gabel auf die Werkbank und sucht nach der Silberpolitur. Dort im Regal steht sie, ein alter Lappen ist dabei. Er nimmt beides und poliert das gute Stück mit Geduld. Denn mit Eile ist hier nichts gewonnen. Nach einem Weilchen wird die Gabel blank und schimmert hell. Er dreht sie im Licht. Alles glatt und glänzend. Ausgezeichnet!

Jetzt muss sie gesäubert werden. Das macht er besser auf dem Klo. An-

ja käme eventuell in die Küche und würde sich darüber wundern, dass er an der Spüle zugange ist. Er geht ins Klohäuschen. Dort sind ein kleines Waschbecken und ein Handtuch. Er seift seine Hände ein und das Werkstück praktischerweise gleich mit. Danach spült er alles zusammen ab und rubbelt die silberne Kostbarkeit mit dem Handtuch trocken. Zurück am Haus säubert er die Stiefel und geht in die Küche.

Wohin mit dem Schatz? In den Besteckkasten? Der Putzlappen? Darunter! Er schiebt sein Geschenk unter den eingeschrumpelten Lappen. Er ist gerade so groß, dass die Gabel verschwindet.

Er setzt sich wieder an den Tisch in der Stube, legt die Füße hoch, schlägt das alte Magazin auf und wartet. Der abgebrochene Zinken, sein zukünftiger Zahnstocher, piekt ihn durch die Hosentasche. Er quetscht seine Hand hinein und will ihn herausholen. Da kommt Anja herein:

„Ich mach uns Frühstück, Armin.“

## Armin und Anja

Armin und Anja verliebten sich, als sie auf dem Dorffest „Die Mühle“ tanzten. Sie leben schon lange zusammen, weil sie sich schätzen, auch wenn sie sich nicht immer verstehen oder besser gesagt, nicht richtig kennen oder begreifen. Egal, es gefällt ihnen, ihr Dasein zu teilen.

Sie knien zusammen vor der alten Truhe und räumen in längst vergessenen Gegenständen. Zu jedem Fundstück erzählen sie sich die Geschichte. Anja wickelt aus dem Zeitungspapier einen Zierteller: „Der ist von meiner Mama.“

„Wirklich? Der ist mit Sicherheit von meiner Mutter!“, stellt Armin fest.  
„Gib mal her.“

„Nein! Das ist meiner!“ Sie steckt den Teller unter ihren Arm. „Du erinnerst dich nicht richtig. Wie immer!“

„Das bildest du dir bloß wieder ein. Wie meistens!“

Wütend dreht sie sich weg. „Die Truhe ist sowieso meine!“

„Dann wühl doch alleine weiter!“ Er steht auf.

Aufgeregt geht er vors Haus.

Sie sind nicht laut geworden, aber Armin ist trotzdem aufgebracht. Immer dasselbe. Es dreht sich meist um Unwichtiges, wie diese Andenken. Er seufzt. Es ist, als ob die Vögel nicht mehr für ihn sängen. Und das im Frühling.

Er setzt sich schlapp auf die Bank und stützt seinen Kopf in die Hände. Es wird schon weitergehen. Die Erde ist rund und dreht sich. Sie wird etwas Leckeres kochen. Hoffentlich. Aus schlechtem Gewissen.

Von wem ist eigentlich dieser Scheißteller? Seine Mutter hat ihm das Ding zu seiner Hochzeit gegeben, meint er sich zu erinnern. Aber darauf bestehen kann er nicht. Welchen Teller sollte ihm seine Mutter sonst geschenkt haben? Sie haben nur diesen einen, bunten. Es müsste doch noch einer von Anjas Mutter da sein. Alle Mütter schenken Zierteller zur Hochzeit. Das ist Brauch in dieser Gegend. So muss es sein, damit alle glücklich sind. Und dann gibt es hinterher diese Streitereien zwischen den Eheleuten. Entweder man hat ein besseres Gedächtnis, oder schmeißt die Teller weg.

Wo ist bloß der zweite Teller hin? Er muss doch irgendwo sein! Armin will nachsehen. Später! Besser später! Besser Anja jetzt nicht stören, wenn sie sich gerade wieder beruhigt! Besser, er bleibt draußen sitzen. Für eine Weile.

Der Teller ist bestimmt von seiner Mutter. Eigentlich ist es egal, von wem er ist. Man kann sowieso nicht von ihm essen, weil sich sonst die Bildchen abnutzen. Und das darf nicht sein. Wegen des Andenkens und der neugierigen Verwandtschaft. Deswegen bleibt er in der Truhe. Bis

zum Hochzeitstag.

Mit einem mulmigen Gefühl in der Magengrube geht er wieder rein. Anja sitzt auf ihrem Lieblingsplätzchen am Ofen und schaut aus dem Fenster. Er geht in die Küche zum Brotkasten, schneidet sich eine Stulle ab, beschmiert sie mit Butter und streut Salz darauf. Dann geht er wieder in die Stube und setzt sich neben sie. Sie wendet den Kopf, sieht ihn mit ihren blauen Augen an, und diese schönen blauen Augen sagen: „Der Teller ist von meiner Mama!“

Er sagt nichts, dreht sich weg und beißt in seine Stulle.

„Wo ist der zweite Teller?“

„Welcher zweite Teller?“

„Der Teller von deiner Mama“, sagt er, um sie zu ärgern. „Jede Mutter schenkt einen Teller.“

„Der Teller von deiner Mutter ist kaputt gegangen“, erwidert sie pfiffig. Armin hat schon den nächsten schlaun Satz auf der Zunge, verspürt aber keine Lust mehr, weiterzureden.

Doch dann entschlüpft ihm: „Schmeiß doch diesen Teller auch noch kaputt.“

Das ist schon sehr schlaun. Sie antwortet nicht. Er wartet, ob sie sich was Neues ausdenkt. Es kommt aber nichts.

Anja steht auf und geht in die Küche und schmiert sich ebenfalls eine Stulle. Sie setzt sich zu ihm, bricht ein Stück von ihrem Brot ab und reicht es ihm.

## Das Cabrio

Nach reichlichem Mittagessen sitzt Armin auf der Bank vorm Haus und

blättert durch die alte Zeitung. Er landet wieder auf der Seite mit den Inseraten für Cabrios. Die Vögel zwitschern. Sein Kopf neigt sich, das Tageblatt sinkt in den Schoß.

Er ist ein König in samtener Kleidung, der mit seiner zauberhaften Gemahlin in ein offenes, rotes Auto einsteigt. Sie brausen davon, fahren die gewundene Küstenstraße entlang, halten in einer Bucht und blicken über das Meer, Hand in Hand, die Haare im Wind. Wieder am Schloss angekommen, verabschiedet er seine Gattin mit einem Handkuss.

Endlich allein mit dem Cabrio, spaziert er um dessen geschwungene Karosse herum und lässt seine Hand über den schillernden Lack gleiten. Nach einigen Umrundungen der Sänfte auf Rädern ergreift er den zierlichen Griff der Eingangstür und drückt ihn behutsam hinunter. Aus dem Innenraum lockt ein gepolsterter, weicher Sitz. Rückwärts sinkt er auf die wolkenweiche Stätte, stützt die Ellenbogen auf und legt seinen Kopf in die Hände. Die Nachmittagssonne wärmt seinen Nacken. Versunken lauscht er den Vogelstimmen, die sich nach einer Weile zu einem kosmischen Gesang vereinen, der ihn emporsteigen lässt. Immer kleiner wird die Erde.

Majestätisch steuert er das Cabrio durch den Weltenraum, vorbei an funkelnden Gestirnen, hinzu auf eine violett leuchtende Wolke. Der sphärische Stimmenklang mischt sich mit dem Pochen seines Herzens, das zunehmend lauter wird und bald bedrohlich dröhnt. Schemenhaft nimmt er eine Gestalt wahr, die sich auf ihn zubewegt. Erschrocken reibt er seine Augen.

Anja reicht ihm einen Strauß lila Blumen.

## Das Interview

Ein Mann von der Zeitung „Kadikla Gestern & Morgen“ kam, weil je-

mand ihm erzählte, dass Armin ein Buch schreibt. Herr Grüner stand vor der Tür und bat um Einlass. Es kam zu diesem Gespräch:

T. G.: „Armin, du schreibst ein Buch. Kannst du etwas dazu sagen?“

A. N.: „Ja. Ich würde gern was dazu sagen. Ein Buch zu schreiben dauert lange. Es ist mühsam, mit dem Stift alles ordentlich zu Papier zu bringen, so dass es gut lesbar ist. Aber ich bekomme ja Übung. Und je mehr ich schreibe, desto mehr Übung habe ich. Manchmal werde ich auch müde. Dann lege ich den Stift hin, verschränke die Arme und strecke die Beine aus.“

Meine Frau Anja hilft mir. Sie kommt, schaut mir zu und fragt mich: ‚Na, Armin, wie ist es? Willst Du ein Häppchen Kohl?‘ Dann greife ich ihr um die Hüfte und lehne meinen Kopf mit den vielen Gedanken daran. Das tut gut. Dann gebe ich meistens dem Schreiben eine Pause, und wir setzen uns vors Haus auf die Bank.“

T. G.: „Armin, über was schreibst du?“

A. N.: „Ich schreibe über das Dorf und mein Leben.“

T. G.: „Armin, gib uns bitte ein Beispiel.“

A.N.: „Zum Beispiel habe ich mir gestern den rechten Fuß am Schrank gestoßen. Das hat sehr wehgetan, und ich musste einige Male scharf durchatmen. Dann ließ der Schmerz wieder nach, und ich ging die Hühner füttern. So etwas könnte ich aufschreiben. Oder die Geschichte mit dem Ziegenbock, der uns aus Hohental zugelaufen war. Die schreibe ich auch auf.“

T. G.: „Das ist sehr interessant, Armin. Du musst wissen, die Leser in der Stadt kennen solch ein Leben nicht. Sie benehmen sich sehr vornehm. Sie wissen vielleicht nicht, was ein Ziegenbock ist.“

A. N.: „Ein Ziegenbock hat kräftige Hörner, mit denen er sogar Menschen umwerfen kann, die ihm im Weg stehen. Er geht mit den Ziegen. Ziegen sind euch bekannt, vermute ich?“

T. G.: „Ja, Ziegen kennen wir. Im Heimatkundeunterricht hatten wir ein großes Plakat von einer Ziege mit einem Ziegenkäse. Armin, du bist Bürgermeister in Tiefenberg?“

A. N.: „Ja, das bin ich.“

T. G.: „Ich bedanke mich für dieses interessante Gespräch. Die Leser unserer Zeitung werden es lesen und mit Spannung auf dein Buch warten. Auf Wiedersehen.“

A. N.: „Auf Wiedersehen, Herr Grüner.“

Anmerkung: Das Zeitungsexemplar mit dem abgedruckten Interview vom 2. Juli 1901 liegt in der Schublade mit den Familienbildern für Armin Nimras Nachkommen.

## Der Dorfbock

Das Aroma des zweiten Morgenkaffees nachkostend, steht Armin im Klohäuschen und öffnet seinen Hosenstall. Er schaut dabei aus dem kleinen Fenster in der Rückwand. Dort auf der Wiese frisst ein Ziegenbock Blümchen.

Er hat nur ein Horn. Komisch, rätselt Armin, woher kommt bloß der Bock? In der Dorfherde haben alle beide Hörner. War etwas vorgefallen? In der letzten Zeit hat er nichts von einem Unfall gehört. Er sieht genauer hin, um an der Fellzeichnung herauszufinden, ob es einer der Tiefenberger Herde ist. Aber der Bock zeigt sich ihm nur von vorn. Armin beschließt, dichter an ihn heranzugehen, und knöpft seinen Hosenstall zu.

Leise rückwärtsgehend öffnet er mit dem Hintern die Tür. Langsam, damit sie nicht quietscht und das Tier verschreckt. Auf Zehenspitzen pirscht er um das Klohäuschen herum. Der Ziegenbock ist nicht aus Tiefenberg, das sieht Armin jetzt, er ist vielleicht einer aus dem Nachbarort Hohental. Der Fremde hört auf zu kauen und guckt ihn an. So ste-

hen sie eine Weile, Auge in Auge.

Armin ist wachsam, denn diese Art Tiere sind angriffslustig. Deshalb hält er respektvoll Abstand. Der Ziegenbock kaut nebenher wieder auf den Blümchen. Dabei fallen ein paar auf die Wiese. Armin merkt daran, dass er sein Wasser nicht gelassen hat. Das fängt an, unangenehm zu drängen. Vorsichtig geht er wieder zurück, rückwärts, den Bock immer im Auge. Der folgt ihm Gott sei Dank nicht.

Erleichtert schließt Armin die Tür und verrichtet seine Notdurft. Da vernimmt er Stimmen von draußen. Es geht anscheinend um seinen neuen Bekannten auf der Wiese. Er beeilt sich, knöpft rasch den Hosenschlitz zu, verlässt das Örtchen wieder, und sieht Fedor und ein paar andere. Sie reden und fuchteln dabei aufgeregt mit den Armen.

Armin geht zu ihnen. „Seid begrüßt, Brüder! Habt ihr den Ziegenbock auch schon entdeckt? Er steht hier schon seit ein paar Stunden und frisst Blümchen.“

Sie schauen ihn ungläubig an.

„Er ist von meiner Herde gerade herübergelaufen.“ Fedor zeigt in Richtung seines Stalles und anschließend auf den Bock.

„Deine Viecher sind doch heute alle eingesperrt“, meint jemand. „Wie soll er aus dem Stall herausgekommen sein?“

„Er hat die Stalltür aufgemacht, dabei hat er sich das Horn abgebrochen.“

„Dann zeig es uns“, verlangen gleich mehrere, „hol es!“

Fedor senkt den Kopf und marschiert los.

„Vielleicht kommt er aus Hohental“, gibt Armin zu bedenken, „ich kenne den Bock nicht.“

Alle schweigen. Erwartungsvoll blicken sie in die Richtung, aus der Fedor zurückkommen würde. Dort ist er. Er winkt mit etwas in der Hand. Es ist das Horn. Er hält es hoch.

„Hier ist es. Es lag direkt an der Stalltür.“ Er zeigt es herum. Alle gucken darauf und danach auf den Bock.

„Halt es neben sein eigenes Horn“, verlangt einer „Wir wollen sie vergleichen.“

Fedor hält das Horn an den Kopf des zugelaufenen Ziegenbockes. Es ist viel kleiner.

„Schmeiß dein Horn weg“, sagt einer. „Es ist nicht das Horn von diesem Bock, sondern das Horn von einer alten Ziege.“ Alle lachen, bis auf Fedor. Wütend schmeißt er das Horn ins Gras, dreht sich um und geht fort.

„Was machen wir nun mit dem Bock, Armin?“ Sie schauen ihn erwartungsvoll an.

„Hm. Wenn jemand aus Hohental kommt und ihn erkennt, gibt es vielleicht Ärger. Am Besten, wir warten ab, ob sie sich melden. Wenn von dort nichts kommt, wird er der Dorfbock.“

Alle lachen über das Wort „Dorfbock“.

„Er kann ja erst mal hier auf der Wiese bleiben. Ich habe ein Auge auf ihn, immer wenn ich scheißen muss.“

Wieder ertönt Gelächter. Sie sprechen noch über dieses und jenes und gehen dann nach Hause.

## Das Schwert

Es klopft. Armin nimmt die Füße vom Tisch und legt seufzend die alte Zeitung beiseite. Wer ist denn das nun wieder?

„Komme! Gleich da!“

Neugierig, weil sich keiner mit Namen meldet, öffnet er die Haustür. Vor ihm, kaum größer als ein Kind, bekleidet mit einem Gewand aus bunten

Flicken, steht ein alter Mann. Helle Augen blicken aus einem vom Leben unter freiem Himmel gegerbten Gesicht.

Er verbeugt sich, so wie es Brauch ist, wenn man ein Anliegen hat.

„Ihr habt ein schönes Dorf, Bürgermeister! Grüß dich!“

Er verneigt sich abermals und legt die Hand aufs Herz: „Die berühmtesten Artisten der Steppe bitten darum, euch ihre Kunststücke präsentieren zu dürfen. Der Wanderzirkus Art-Salak gibt sich die Ehre!“

Seine strahlenden Augen ziehen Armin in den Bann. Für einen Moment ist ihm die Sprache genommen. Sein Atem stockt, sein Herz klopft laut. Er blickt zu Boden und weicht einen Schritt zurück. Die Person verunsichert ihn. Jedoch besinnt er sich rasch seines Amtes. Die anfängliche Verwirrung ist vergessen. Dies könnte die lang ersehnte Abwechslung für die Leute im Dorf werden.

„Willkommen, Zirkusdirektor. Wir sind dreißig Einwohner. Reicht dir das?“

Der bunt gekleidete Mann nickt erfreut. „Unsere Darbietungen werden euch an zwei Tagen Freude bringen dürfen. Wir werden dann weiterziehen. Manches ist es wert zweimal zu sehen. Meine Töchter sind sehr schön.“

Zusammen begutachten sie einen Platz am Rande des Dorfes, eine abgeweidete Wiese ohne Ameisenhügel. Die Zirkustruppe fängt an, ihre Ausrüstung von einem Eselskarren abzuladen. Der Direktor besitzt ein Zelt, die anderen Zirkusmitglieder lagern unter freiem Himmel.

Zurück im Haus und trinkt Armin seinen Nachmittagskaffee. Er nimmt wieder die Zeitung und blättert darin herum. Seltsam, dieser kleine Zirkusdirektor. Wie hieß der Zirkus doch gleich?

Gegen Abend versammeln sich die Einwohner des Dorfes. Man hat sich festlich gekleidet, wie es zu solch außergewöhnlichen Anlässen Brauch ist, auch die Kinder sind herausgeputzt. Im Halbkreis setzen sie sich auf

die mitgebrachten Decken vor die Bühne und warten gespannt.

Als Bürgermeister fühlt sich Armin in der Pflicht. Fremde verbreiten immer schnell Unsicherheit. Aufrecht und mit energischem Blick tritt er vor seine Leute.

„Hört her! Die Gaukler werden für zwei Tage bleiben. Gebt nicht zu viel. Wir brauchen unsere Ersparnisse selber. Und lasst sie nicht in eure Hütten. Für Mädchen und Frauen gilt Ausgangsverbot!“

Einige fangen an zu kichern, doch nicken sie ihm zu. Der Zirkusdirektor und seine Artisten stehen neben ihm mit gesenkten Häuptern.

Den Anfang macht ein Bursche mit einem Schwert. Zuerst zeigt er es zur Begutachtung auf seinen ausgestreckten Händen in die Runde. Die Männer beugen sich vor, nehmen einen prüfenden Blick und nicken. Echtes Metall. Er legt den Kopf in den Nacken, öffnet den Mund weit, hebt das Schwert darüber und führt dessen Spitze sorgsam zwischen die Zähne. Es ist eine bläulich glänzende Klinge mit einem verzierten Griff. Armin überlegt, ob er nach der Vorstellung den Zirkusdirektor auf die Waffe ansprechen könnte. Seine Aufmerksamkeit wird aber wieder auf den Schwertschlucker gelenkt, der mit seinem gefährlichen Kunststück alle in den Bann zieht.

Langsam lässt der Artist die Klinge ein Stück weit in seinen Hals hinunter. Ein Raunen geht durch die Menge. Er führt das Schwert tiefer in sich hinein, bis wohl in den Magen. Nur der Griff ist sichtbar. Ein Blutstropfen rinnt aus seinem Mundwinkel. Einige der Frauen schlagen die Hand vor den Mund. Er aber zieht die Klinge unbeeindruckt wieder heraus, schmatzt mit den Lippen und verbeugt sich tief. Alle klatschen begeistert. Anerkennendes Nicken von den Männern. Eine junge Dame in glitzernder Zirkuskluft tritt mit einer Wasser gefüllten, goldenen Schale rasch an ihn heran. Mit einem weißen, angefeuchteten Tuche kühlt sie ihm die Stirn und wischt das Blut aus seinem Gesicht. Sie verneigt sich ebenfalls tief. Geschickt streckt sie das Gefäß dabei auf beiden Händen von sich, sodass nichts verschüttet. Abermals gibt es heftigen Beifall.

Alle schauen auf die Gaukler, gespannt, was als Nächstes kommt.

Die Kleinste beginnt, Purzelbäume über die Wiese zu schlagen. Das sieht in ihrem bunten Röckchen, an dem winzige, silberne Glöckchen klingeln, lustig aus. Die Dorfbewohner klatschen und lachen und stoßen sich gegenseitig von der Seite an, um sich ebenfalls aus dem Gleichgewicht zu bringen und über das Gras zu kugeln. Als sie merken, dass es weitergeht, wenden sie sich wieder der Bühne zu.

Die beiden älteren Mädchen, gekleidet in schwarze Turnanzüge, treten nach vorn und begrüßen das Publikum mit einem Knicks. Es folgt eine akrobatische Nummer. Sie turnen aufeinander herum, sodass eine unten liegt und die andere Handstand auf ihr macht oder eine grazile Figur. Strahlend lächeln sie in die Runde. „Bravo!“, alle nicken anerkennend. Ausgiebiger Beifall ertönt.

Die Zuschauer werden still. Der junge Mann zündet eine Fackel an, die in der Dämmerung rot leuchtet. Er hebt sie empor, als wolle er sie ebenso verschlucken wie das Schwert. Erschrocken halten die Frauen die Luft an. Er aber wirft die sie hoch, sodass sie sich um sich selber dreht, und als sie herunterkommt, fängt er sie mit großem Geschick auf. Wunderbar! Um sich herum schwingt er die Fackel, ein leuchtendes Band entsteht, er wirft sie wieder hoch in die Luft, um sie sicher mit einer Hand aufzufangen. Das macht er etliche Male, ohne sich zu verbrennen. Der junge Artist verneigt sich tief. Stille. Aber dann klatschen alle begeistert los und rufen:

„Gut!“, und „Bravo!, Bravo!, Mehr!“

Der Zirkusdirektor tritt nach vorn und verkündet mit erhobenem Zeigefinger: „Morgen zeigen wir euch den zweiten Teil!“ Abschließend verbeugt er sich.

Die Kleine geht mit einem Hut herum und sammelt Münzen ein. Da klimpert es ordentlich. Die Dorfbewohner sind zufrieden. Die Kinder an der Hand begeben sie sich auf den Heimweg.

Armin will über das Schwert mit dem verzierten Griff reden. Der Zirkus-

direktor ist gerade dabei, eine Truhe zu verschließen.

„Wo hast du das Schwert her, Freund?“

Der Direktor tut so, als wüsste er nicht, was Armin meint und steckt den Schlüssel in ein Lederetui, das er in seinem bunten Mantel verbirgt.

„Es hat einen sehr schönen Griff, wo hast du es her?“

„Altes Familienerbe“, murmelt der Direktor. „Unverkäuflich.“

„Willst du zum Essen kommen und es mitbringen? Mein Weib wird etwas Schönes kochen.“

„Freund, habe Dank für die Einladung.“ Er verneigt sich kurz. „Ich werde kommen.“

„Wir erwarten dich, wenn der Mond aufgeht, in einer Stunde.“

Armin geht nach Haus. Es war ein guter Abend für das Dorf. Die Leute saßen jetzt in den Hütten und redeten über die Kunststückchen, und er würde bei einem Schnaps mit dem Zirkusdirektor das Schwert näher in den Blick nehmen.

„Anja“, ruft er, als er das Haus betritt. „Anja, koch mehr Suppe, der Direktor kommt!“

„Anja!“

Er hört ein Schnarchen vom Ofenplatz. Sie ist dort eingeknickt. Sie war wohl nicht bei der Aufführung.

„Anja, Anja! Komm, steh auf! Der Zirkusdirektor kommt! Mach Suppe, ich hole Wein.“

Sie reibt sich die Augen und gähnt.

„Jetzt schon?“

„Ja, ja! Er kommt gleich.“

Sie streckt ihre Arme aus und erhebt sich langsam.

Armin geht in den Schuppen und sucht in dem alten Bücherschränkchen nach einer Weinflasche. Dort steht sie, vollkommen eingestaubt. Er greift einen Lappen von der Werkbank, wischt die Flasche ab und nimmt sie mit in die Küche.

Anja sucht unter dem Spültisch nach dem Kochtopf. Dann räumt sie in der Speisekammer.

„Anja, mach hin! Die Suppe!“

„Ich mach uns besser was Frisches aus dem Garten.“

Armin setzt sich an den Tisch und sieht sich das Etikett genauer an. Es hat einen goldenen Rand und zeigt ein Mädchen im roten Rock und weißer Bluse auf einer Wiese. In jeder Hand hält sie eine Flasche. Sie scheint sich im Tanze zu drehen. Armin lächelt, er denkt an die Frühlingszeit, wenn die Blumen blühen und Ziegenlämmer in der Steppe herumspringen.

„Bürgermeister! Freund!“, klingt es da von draußen. „Bist du daheim?“

Der Zirkusdirektor! Armin springt auf und eilt zur Tür. Da steht der kleine Mann in seinem Flickermantel. Er hat Schnaps dabei, und in ein Tuch eingewickelt das Schwert.

„Tritt ein, Herr Direktor, die Suppe ist schon auf dem Feuer.“

Anja kommt mit einem frischen Kohlkopf aus dem Garten.

„Anja, der Zirkusdirektor.“

„Guten Abend, Gnädigste.“ Er verbeugt knapp und schlägt die Hacken zusammen.

„Hier ist Schnaps.“

Sie nickt freundlich und verschwindet in der Küche.

Der Direktor stellt die Flasche auf den Tisch und setzt sich auf den Stuhl. Das Schwert liegt auf seinem Schoß.

„Wie wär's mit einem Schlückchen?“ Lächelnd hält Armin seinem Gast die Weinflasche entgegen.

„Schnaps!“ Der Zirkusdirektor grinst und zieht den Korken aus seiner Flasche.

Armin holt zwei Gläschen aus dem Schrank und stellt sie auf den Tisch. Die dicke Flüssigkeit rinnt in die Gläser.

„Prost!“

„Ah, das tut gut! Deine Aufführung, Zirkusdirektor, hat meinen Leuten gefallen.“

Armins Gast schmunzelt und schenkt nach. „Auf einem Bein kann man nicht stehen.“

„Prost!“

Er wickelt behutsam das Schwert aus und legt es auf den Tisch, den Griff zu Armin. Er funkelt.

Vorsichtig lässt Armin seine Fingerspitzen über die Klinge gleiten. „Sehr schön, sehr schön! Wo hast du es her?“

„Altes Familienerbe. Tausend Jahre alt.“

„Tausend Jahre? Das ist eine lange Zeit. Darf ich es mal nehmen?“

„Nimm es Freund, behandle es mit Ehrfurcht!“

Armins Hand umschließt den kostbaren Griff. Er dreht es im Licht. Ein blauer Stahl. „Wunderbar!“

Er steht auf, nimmt Stellung und vollführt einige schnelle Schnitte durch die Luft. Anja schaut kurz aus der Küche herüber.

„Sehr schön.“ Mit dem Daumen prüft er die Schneide. „Schön scharf, das könnte mancher Ziege das Leben kosten.“

„Es ist mehr ein symbolisches Stück. Heute jedenfalls. Früher rollten schon mal die Köpfe!“

„Ei, jei.“ Vorsichtig legt Armin das Schwert zurück auf den Tisch und schaut zu, wie der Zirkusdirektor es wieder einwickelt.

„Das wär's!“, ruft Anja vom Herd.

„Anja, schön, dass die Suppe fertig ist!“ Armin nickt dem Gast zu. Es duftet lecker herüber.

Sie setzt den Topf auf den Tisch, stellt ein paar Teller dazu, und geht wieder zur Spüle, wäscht Löffel ab und reicht sie den Männern. Zuerst bedient sie den Direktor, danach sich selbst und ihren Ehemann.

„Wohl bekomm's!“

Schweigend schlürfen sie die heiße Suppe.

Der Zirkusdirektor ist zuerst fertig und klopf sich den Bauch.

„Gut. Die Suppe war gut!“

Anja lächelt, ohne hochzublicken.

„Dann lasst uns noch einen trinken!“ Armin steht auf und holt ein weiteres Gläschen für seine Frau. Der Schnaps gluckst aus der Flasche. Sie stoßen an: „Prost! Morgen soll ein schöner Tag für unser Dorf werden.“

Der Zirkusdirektor steht auf und verbeugt sich vor Anja: „Gnädige Frau, die Suppe war ausgezeichnet! Ich bedanke mich.“ Er nimmt sein Schwert.

Armin bringt ihn zur Tür. „Bis morgen. Angenehme Nachtruhe. Schön, dass du hier warst, Direktor.“

Der kleine, bunte Mann hebt zum Abschied die Hand: „Gute Nacht, Freund, und habe lebendige Träume“. Er verschwindet in der Dunkelheit.

Anja ist noch am Essen. Auch Armin genehmigt sich ein weiteres Tellerchen und schaut sich dabei wieder die Weinflasche mit dem tanzenden Mädchen an.

Die Nacht ist ruhig. Nur die Hunde bellen ab und zu, vermutlich, weil sie ein wildes Tier hören. Das Dorf schläft fest.

Anja hat sich zur Seite gerollt und schnarcht leise. Armin kann nicht schlafen. Er denkt an das tausend Jahre alte Schwert mit dem ziselierten Griff und der bläulichen Klinge.

## Die Echse

Alle sind neugierig. Fedor hat eine Echse gefangen, eine besonders große. Sie sei mindestens einen halben Meter lang. Solche wilden Tiere sind imstande, ein Schaf zu töten oder zumindest ein Lamm. Meist passiert das in der Nacht, wenn alles schläft. Dann schleichen sie sich unbemerkt heran. Jederzeit für Sicherheit zu sorgen, ist unmöglich, das sagte schon Armins Vater.

Fedor erzählte Armin, dass er die Echse in einer Steinfalle gefangen habe, die von selber zuklappt, wenn ein Tier darin den Köder frisst. Dann habe er sie mit einem Stock in einen Sack geschubst, vorsichtig nach Hause getragen und sie sich zwei Stunden angeguckt. Danach habe er im Dorf allen von seiner Beute erzählt.

Die Männer stehen im Kreis um Fedor, der Maschendraht um das Tier gesteckt und sich daneben auf den Boden gesetzt hat. Die Echse blinzelt, dreht den Kopf zur Seite und streckt für einen Moment die Zunge heraus. Sie ist blau und spitz.

„Was machen wir mit ihr?“, fragt jemand.

„Das ist unser neuer Dorfdrache“, schlägt einer vor.

„Wir könnten sie braten“, meint ein anderer.

„Vielleicht ist sie giftig“, gibt jemand zu bedenken.

„Was sollen wir tun, Armin?“ Fedor blickt zu ihm hoch.

„Wir warten, bis es dunkel ist. Dann werfen wir sie in den alten Brunnen. Dort kann sie keinen Schaden anrichten.“

Bis auf Fedor gehen die Männer nach Hause. Er bleibt neben der Echse sitzen.

In der Küche trifft Armin Anja. „Fedor hat eine große Echse gefangen. Was meinst du? Was sollen wir mit ihr machen?“

Anja schaut ihn verwundert an. „Lasst sie doch laufen.“

Armin setzt sich an den Tisch und schweigt. „So einfach ist das nicht!“

Alle treffen sich abends wieder am Brunnen. Fedor hat seinen Fang zurück in den Sack bugsiert. Er legt ihn auf die gemauerte Umrandung und lässt die Öffnung in den Brunnenschacht hinunterbaumeln. Dort, wo das Leinen auf den Steinen liegt, hält er es mit zwei Fingern an einer Ecke fest. Mit einem Stecken stolkt er nach der Echse. Das Tier rutscht heraus und fällt in die Tiefe. Platsch! Unten steht wohl ein Rest Wasser.

Erleichtert lachen alle.

„Gut, Fedor!“, lobt Armin ihn, „das hast du gut gemacht!“

„Du bist der große Echsenjäger“, witzelt jemand.

„Drachenjäger“, bestätigt ein anderer und breitet die Arme weit aus.

Es ist schon fast dunkel. Die Männer gehen wieder nach Hause.

Diese Nacht schläft Armin unruhig. Er sieht im Traum die Echse auf dem Grund des versiegten Brunnens. Der Mond wirft einen Lichtkegel hinab. Sie schaut nach oben, als spräche sie mit dem Nachtgestirn. Danach zeigt sie ihm ihre blaue Zunge.

Am Morgen versammeln sie sich wieder um den alten Brunnen. Die Männer schauen hinein. Der Boden ist nur schwach zu erkennen. Nirgends eine Echse. Aus dem Schacht bläst plötzlich ein Schwall kalter

Luft um ihre Köpfe. Erschrocken treten sie zurück, lachen laut, werden jedoch schnell wieder ernst.

„Wo ist das Vieh hin?“, rätselt einer.

„Abgehauen“, vermutet ein anderer.

„Wir hätten sie totschiagen sollen!“, meint jemand.

Armin ist seltsam zumute. „Die Echse ist weg. Wahrscheinlich war es eine Zauberechse. Da kann man nichts machen. Geht zurück an die Arbeit.“

Sie verlassen den Ort in alle Richtungen. Als Letzter geht, den Stecken in der Hand, den leeren Sack über der Schulter, Fedor. Er sieht traurig aus.

## Der Teufel

In geduckter Haltung hastet der Teufel die Dorfstraße entlang. Dass er entdeckt wurde, ist ihm nicht entgangen. Er versucht, sich an der Friedhofsmauer zu verbergen. Vor den alten Ziegeln ist er kaum auszumachen. Dort kauert er und leckt seine Hand, als sei er etwas Harmloses. Vom Wohnzimmer aus behält Armin ihn fest im Blick. Es ist klüger, das Haus nicht zu verlassen.

Es kann ungemütlich werden, wenn man einem Teufel zu nahe kommt. Armin hat schon Schlimmes über solche Begegnungen gehört. Manch einer ist vor Schreck tot umgefallen und landet obendrein in der Hölle. Das sollte ihm nicht passieren. Deshalb bleibt er hinter der Gardine stehen. Nur mit dem rechten Auge späht er daran vorbei.

Dort hockt der Beelzebub und ruht sich aus. Wo Tiere Ohren haben, hat er Hörner wie Stummel und außerdem schwarze Haare am ganzen Körper, wie Würmer auf roter Haut. Er scheint schwer zu atmen. Aber im Dorf gibt es viele Geräusche. Da schnauft so manches in den Ställen.

Jetzt hat er sich kleingemacht, erscheint so groß wie ein Hund. Ein Höhlenhund mit roter Haut und schwarzen Haaren. So ein Zerberus soll aber mindestens das Dreifache an Größe aufweisen und einen Eisenhut auf dem Kopf haben. Der dort ist ja nur gebaut wie ein besonders dicker Kater. Katzen tragen aber keine Eisenhüte. Das weiß er genau wie seine Frau Anja, denn sie lieben ihren Mimo.

Mimo hat grüne Augen und ein weiches, schwarzbraun geflecktes Fell, das er häufig leckt. Er lässt sich gerne streicheln, aber nicht immer. Er geht weg, um etwas zu tun, von dem keine Menschenseele wissen soll, sagt Anja.

Mitunter, wenn die Sonne scheint, legt Mimo sich auf den Sand vor dem Haus und schnurrt behaglich, mit geschlossenen Augen. Er träumt dann. Ja, er träumt gewiss einen süßen Traum. Oft rekelte er sich dabei wohlig. Das täte Armin auch gern. Er beschließt, ihm das heute Nachmittag nachzumachen.

Er wird sich auf den warmen Sand legen, die Augen schließen, träumen, und sich dazu wälzen und strecken wie Mimo. Von seiner Kleidung lassen sich die Sandkörnchen sicher leicht abklopfen. Anja soll keine zusätzliche Arbeit haben.

Er wird wohlig schnurren und seine Hand ablecken. Aber nur, wenn keiner guckt. Das wird er vorher sicherstellen. Obwohl ja im Dorf immer jemand um die Ecke kommen kann, um den Bürgermeister zu besuchen. Schritte würde er aber hören oder sogar spüren, weil der Boden zittert. Für den Fall bräuchte er eine Ausrede. Er sei gestolpert, suche eine Akte oder wäre aus Versehen umgekippt und eingeschlafen, wegen der Hitze. Dann er würde rasch aufstehen, seine Kleidung abklopfen und sagen:

„Wie wär’s mit Tässchen Kaffee, mein Freund?“

## Das Tier

Nur Hinterteil und Schwanz sind sichtbar. An der rückwärtigen Hausecke

des Gehöftes gegenüber verbirgt sich der Rest. Armin ist seltsam zumute, denn das Tier ist ihm unbekannt. Nicht weil er es als keinesfalls dem Dorf zugehörig erkennt, wie einen zugelaufenen Ziegenbock oder ein Schaf. Nein, er kennt diese Art Lebewesen überhaupt nicht. Das ist ihm sofort klar, obwohl er dort nur das hintere Ende sieht. Wer weiß, was das Vorderteil zu bieten hat. Unter Umständen Krallen und scharfe Zähne. Möglicherweise gehört das Tier zur angriffslustigen Sorte. Armin ist verunsichert. Es ist mittelgroß, geht ihm bis zur Hüfte, schätzt er. Ähnlich einem Hund hat es kurze, hellbraune Haare und einen langen, buschigen Schwanz, der geschwungen nach hinten wegsteht.

Als ruhe es sich aus, scheint sich das unbekannte Biest an die Hausecke zu lehnen. Vielleicht juckt ihm ja das Fell, und es scheuert sich an den Mauersteinen, kommt Armin in den Sinn. Das wäre ja normal in dieser Gegend. Die Viecher fangen sich öfter mal Zecken ein, kratzen sie dann weg oder rubbeln sie an einem rauen Stein kaputt. Manchmal wälzen sie sich deswegen auch im Staub. Das machen Tiere so. Es sei denn, ein Mensch hilft und durchsucht ihnen das Haarkleid nach diesen Blut-saugern. Armin macht das öfter mit ihrem Kater Mimo. Der mag das gern und schnurrt dann behaglich. Die Zecke wird heraus gezogen, und auch Armin spürt sofort ein Gefühl der Erleichterung. Fast so, als hätte ihm selber das kleine Ungeheuer im Fell gesessen, das er, so bedauert er, nicht hat.

Ab und zu fängt er sich eine Zecke ein. Meist beim Kriechen durchs Gebüsch, auf der Suche nach Pilzen, oder wenn er ein verirrttes Lamm herausholt. Anja benutzt dann eine Lupe, um das winzige Biest besser zu sehen. Zuerst betropft sie es mit Öl. Das verstopft seine Atemwege, so sagt man, und es schnappt nach Luft. Der Rest ist einfach. Es zieht nur ein bisschen, nicht so schlimm, und der Schmarotzer hängt an der Pinzette.

Was für ein Vieh mag das da an der Hausecke bloß sein? Wenn er vorsichtig vor dem Haus nach rechts ginge, könnte er zur Rückseite schleichen und aus der anderen Richtung auf das Tier zukommen. Er sähe es von vorn. Es würde ihn dann aber ebenfalls sehen. Das wäre nicht gut.

Er hat Bammel, Respekt aus Erfahrung. Nicht jeder Hund ist freundlich und Ziegenböcke sind manchmal unberechenbar. Er kann nicht ausschließen, dass es eine ihm unbekanntes Hundesorte ist, ein streunender Köter dazu. Und wenn der bissig wäre, hätte er schlechte Karten. Ruckzuck haben die einen an der Wade. Da hat man keine Chance, die sind immer schneller. Besser er bliebe erst einmal, wo er ist.

Er könnte auch einen Stein werfen, der das Tier aufschreckt, und es würde sich bewegen. Nein! Vermutlich würde es dann hinter dem Haus verschwinden, und er würde nie erfahren, was es ist. Käme es aber auf ihn zu, könnte er sich schnell hinter der Tür verstecken.

Da hat doch eben der Schwanz gezuckt. Vielleicht steht es ja so still, weil es einer Beute auf lauert. Wie Reineke Fuchs, der starr wie eine Steinsäule eine Maus anvisiert, um sie dann plötzlich mit einem Satz zu erhaschen. Aber so lange lauert kein Fuchs. Füchse haben auch rote Haare oder ein rötlich braunes Fell. Und längere Beine dazu. Der Schwanz könnte hinkommen. Bis auf die Farbe.

Armin wird unruhig. Eigentlich hatte er vor, seinen Sohn Benno im Dorf zu besuchen, wegen der kommenden Geburtstagsfeier, und steht hier wie angewurzelt, genauso wie das Tier gegenüber, wie verhext.

Aha! Das ist es. Das Tier hat ihn verhext. Es kann vorkommen, dass Zauberer eine Tiergestalt annehmen, wie es mit der Echse im alten Brunnen der Fall war. Das ist Pech. Man ahnt nicht sofort, dass es Hexerei ist. Der Hexer macht sich einen Jux daraus und treibt mit einem Schabernack, wie er Lust und Laune hat. Und zaubert einen zum Schluss weg, wie die Echse neulich sich selber.

Dieser Gedanke lässt Armin für einen Moment innerlich verstummen. Er fühlt sich zunehmend unwohl. Was sollte er tun, wenn es tatsächlich so wäre? Er überlegt. Besser, er verhielte sich auf keinen Fall so regungslos wie das Tier dort. Er könnte die Schultern bewegen. Das macht kein Geräusch und ist trotzdem eine Bewegung. Er zuckt mit den Schultern. Erst mit der Linken, dann mit der Rechten. Es funktioniert! Er ist doch

nicht verhext, stellt er erleichtert fest.

Aber vielleicht hat das Tier ja auch mit den Schultern gezuckt. Das kann er vom Fenster aus nicht sehen. Wenn er hier stehenbleibt, geht die ganze Angelegenheit jedenfalls nicht weiter. Dieses Vieh dort hält ihn davon ab, seinen Sohn zu besuchen. Und er steht immer noch hinter dem Vorhang und kommt nicht vom Fleck. Armin macht einen vorsichtigen Schritt in Richtung Tür. Dann zwei. Er öffnet sie einen Spalt. Dort gegenüber rührt sich nichts. Auch kein Piepsen, Fauchen, Bellen oder so etwas Ähnliches ist zu hören.

Mit einem klammen Gefühl geht er die Dorfstraße entlang, immer über die Schulter zurückblickend, jederzeit bereit loszurennen. Und dann ist es plötzlich weg. Wie weggezaubert. Soll er nachschauen? Er bleibt stehen. Doch es könnte dort aus einem Versteck heraus auf ihn lauern, in geduckter Haltung. Wahrscheinlich hat es gemerkt, dass es beobachtet wird. Tiere haben ein Feingefühl für so etwas. Oder sollte er weitergehen? Tapfer geht Armin die Dorfstraße hinunter, als ob nichts wäre.

## Das Plakat

Armin entdeckt das Plakat bei Fedor, als sie über die Dorfherde reden. Es liegt zusammengerollt auf der Kommode. Darauf könnte vielleicht ein Bild zu sehen sein, in schönen, leuchtenden Farben, so wie sie in Kadikla von den Litfaßsäulen strahlen.

Er steht an das Möbel gelehnt, den rechten Unterarm darauf abgestützt. Vorsichtig zieht er mit dem angefeuchteten Zeigefinger der linken Hand das aufgerollte Papier auseinander, um etwas von dem Bild zu sehen. Dabei unterhält er sich mit Fedor und tut so, als ginge es ihm um die Ziegenherde.

Fedor hat eine der Zicken verloren. Sie sei nordwärts gelaufen, allein.

Als er hinter den Hügeln nach ihr schaute, wäre sie weg gewesen, wie in Luft aufgelöst, wie weggezaubert. So wie die Echse im alten Brunnen.

„In den Hügeln ist nichts wirklich sicher, Fedor. Bleib mit deiner Herde besser im Süden oder Osten. Dort ist es flach, und du kannst sie gut übersehen.“

„Könnte es sein, dass die Hohentaler dort im Gras lauern und unsere Ziegen klauen?“

Armin hat das Papier inzwischen etwas weiter auseinandergezogen und schielt darauf hinunter.

„Sie werden es niemals zugeben. Wir müssten sie schon auf frischer Tat ertappen. Aber ich werde mich mal nebenbei nach deiner Ziege umsehen, wenn ich nächstes Mal in Hohental bin.“

Er sieht viel rot und daneben etwas Dickes, Weißes. Es könnte ein Bein sein. Er zupft und zupft, die Rolle lässt sich aber nicht weiter auseinanderziehen.

„Das Plakat hat mir die Frau des Zirkusdirektors geschenkt.“ Fedor zwinkert ihm zu. „Schau es dir ruhig an, Armin. Es ist ein weißes Dromedar darauf.“

Armins Hand zuckt zurück und reißt fast die Papierrolle von der Kommode. „Und ich dachte, es ist ein großes Foto von ihr.“ Seine Stimme klingt rau, er lacht kurz auf. Und dann steigt in ihm diese alte Eifersucht hoch, wie abgestandene Salzsäure.

„Wie ein Dromedar sieht sie nicht aus“, stellt Fedor selbstgefällig fest. Er beachtet Armin nicht weiter, weil er sich als Weiberheld gefällt: „Eher wie eine schlanke Gazelle!“

„Du verwechselst sie doch nicht mit einer deiner Ziegen?“, scherzt Armin, um seine Eifersucht zu verbergen. „Komm, roll jetzt das Plakat auf. Und mach uns einen Tee!“ Langsam bekommt Armin die Situation wieder in den Griff. Wenn Fedor wüsste, wie unsicher er sich ihm

gegenüber manchmal fühlte, nutzte er es bestimmt aus.

„Na klar, kannst du dir das Bild ansehen, Armin. Ich setze Wasser auf.“

Großspurig redend geht er zum Herd, dieser kraftstrotzende Kerl mit seinem lockigen Haar.

## Kalastra

Der Vollmond erhellt die Nacht. Das rätselhafte Verschwinden der Echse lässt Armin keine Ruhe. Im Geiste sieht er sie auf dem Grunde des alten Brunnens. Sie öffnet ihr Maul und zeigt mit ihrer spitzen, blau funkelnden Zunge auf ihn. In Armin wird es still. Er spürt ein Ahnen, das ihn gänzlich durchdringt: Kalastra!

Kalastra! Ein Dorfjunge, der vor langer Zeit lebte. Ihm wurde Zauberei nachgesagt. Alle fürchteten seinen Fächer, dessen Seidenblätter unentwegt die Farben wechselten. Im Alter von zehn Jahren wurde er den Gerüchten nach aus dem Dorf verstoßen und der Steppe überlassen. Armins Vater erwähnte ihn bisweilen scherzhaft: „... dann ergeht es dir wie Kalastra!“ Als Kinder erschreckten sie sich mit diesem Spruch, wenn sie sich unheimliche Geschichten erzählten.

Armin fröstelt, als säße er selber auf dem Grunde des alten Brunnens. Das Dorf hatte Kalastra in den Tod geschickt. Allein konnte das Kind in der Steppe nicht überleben.

„Kalastra,“ mit einem tiefen Atemzug begegnet er seiner Seelenlast, „wie können wir das bloß wieder gutmachen?! Ach, könntest du uns doch sagen, was wir tun müssen, damit das Dorf wieder seinen Frieden findet.“

Da sieht er den Knaben vor sich still auf einem Lager ruhen und sich selber davor knien.

Er fasst die kleine Hand. „Kalastra. Wach bitte auf“.

„Aber ich bin doch gegangen“, vernimmt Armin eine helle Stimme. „Vor langer Zeit, und für immer in ein anderes Land, um den Frieden zu träumen. Dorthin bin ich gewandert, aus meiner Haut nach innen, hinab in die Tiefe meiner Seele.“

„Doch du bist hier, Kalastra, und deine Hand ist warm.“

„Mein lieber Armin, du weckst mich. Was könnte ich dir geben? Ich bin doch nur ein Kind.“

„Ich brauche dich, Kalastra. Ich sterbe an Kälte und Dunkelheit, fühle mich wie auf dem Grunde eines trockenen Brunnens, nahe dem Tod. Ich sehe Gespenster, während die Menschen dort oben nach ihrem Bürgermeister rufen.“

Da erhebt sich der Knabe von seinem Lager und nimmt Armin an den Händen:

„So lass uns denn zusammen wandern,  
die Farben schwingend wie im Spiel,  
wie Federn lass uns schweben und nichts stören,  
nur leicht berühren und dann weiterzieh  
durch unser Land, das braune Gras des Winters  
wird bald ergrünen, Blumen wieder blüh'n  
und emsig darin krabbelnd und summend das Getier.

Ich bin des Lebens Zauberer  
will Freude spenden, Jugend schenken,  
schreitend und mutig, leicht und wahrhaftig!

Fürchte dich nicht, Armin. Ich bin der Meister aller Farben und liebe es, mich zu zeigen.“ Hand in Hand begeben sich beide auf die Wanderung.

## Der Rasierspiegel

Bisweilen, wenn Armin aufs Klo geht, nimmt er einen Rasierspiegel mit. Es gefällt ihm, beim Verrichten des Geschäfts nebenbei sein Gesicht zu studieren. Er schaut dann, die Ellenbogen auf den Oberschenkeln abgestützt, in den Vergrößerungsspiegel. Der ist wichtig, wenn es darum geht, etwas zu entdecken. Heute ist es wieder so weit, er hat den Rasierspiegel dabei.

Armin hat Platz genommen und den ersten Teil der Verrichtung erledigt. Er schaut in den Vergrößerungsspiegel und hält ihn nah vors Gesicht. Die Nase ist sehr schön anzusehen, jede Pore darauf zu erkennen. Und die Nasenlöcher, ganz groß, mit den Haaren, die darin hausen und heraussprießen.

Hat man den Spiegel dabei, ist es eine gute Gelegenheit, sich die Nasenhaare zu schneiden. Dazu braucht man Zeit und vor allem eine ruhige Hand. Wenn man mit der Schere ungeschickt an den Härchen reißt, kann es mächtig ziepen. Eventuell sticht man sich sogar in die empfindliche Nasenspitze! Armin hat heute keine Schere dabei. Diesmal also kein Nasenhaareschneiden. Nächstes Mal dann. Vielleicht.

Die Nasenlöcher sind interessant. Er kann sie vergrößern, indem er sie streckt und dehnt. Dann schaut er in diese zwei dunklen Tunnel, die im Nirgendwo enden. Er hat Lust, dort hineinzugehen und in sich selbst zu verschwinden. Heute aber nicht!

Armin streckt die Zunge heraus und betrachtet sie. Ist er gesund, sind die Noppen rosa, haben sie einen Belag, plagt ihn der Schnupfen, oder

eine Halsentzündung raubt ihm die Kraft. Die Zunge, stellt er fest, macht heute einen gesunden Eindruck. Rosa wie ein Schweinchen.

Seinen Atem riecht er stärker, weil der konkav gewölbte Spiegel ihn direkt vom Mund zu seiner Nase lenkt. Das muss nicht immer angenehm sein. Heute Morgen duftet sein Atem nach Frühstückskaffee. Gute Sorte!

Die Barthaare lassen sich ebenso studieren. Jedes einzeln. Wenn er den Tag über auf dem Klo bliebe, könnte er bestimmt feststellen, dass sie während seines Aufenthaltes ein Stückchen gewachsen sind. Aber so lange hält er das Sitzen nicht aus. Sogar mit Proviant würde er das nicht durchhalten. Außerdem ist es nicht sehr hell und für die Augen auf die Dauer anstrengend, wenn man was liest. Nur durch das kleine Fenster in der Rückwand kommt Licht herein und durch die Spalten zwischen Wand und Dach. Die Männer haben es beim Bauen nicht so genau genommen. Der Gestank zieht so übrigens deutlich schneller ab.

Rasieren ist später dran, im Schlafzimmer, am Fenster. Dort hat er immer eine Schüssel mit Wasser auf dem Nachtschränkchen. In der obersten Schublade befindet sich neben Rasierpinsel und Seife das Rasiermesser. Er hält es mithilfe des Abziehsteins und eines Streichriemens immer scharf. Daneben an der Wand hängt ein Handtuch zum Abwischen des Gesichts. Mehr braucht er nicht.

Und nun die Zähne. Schaut her, die vordersten mit der kleinen Lücke dazwischen. Sein Großvater hatte sie ebenfalls. Es existiert ein altes, vergilbtes Foto von ihm. Da ist aber keine Zahnlücke zu sehen. Kann auch nicht, weil er immer nur lachte, wenn er alleine war. So wurde Armin berichtet.

Jetzt untersucht er sein rechtes Auge. Er hält den Spiegel so, dass es möglichst groß erscheint. Aha, das Sehorgan des Armin Nimra. Sehr aufschlussreich, so ein Auge. Man kann im Spiegel immer nur eins angucken, aus der Nähe, vergrößert. Die kleinen Äderchen, die Wimpern und die Regenbogenhaut, auch Iris genannt. Iris heißt auch eine Blume. Seine Tochter Sabina hat davon welche im Garten. Sie sind weiß. Seine

eigene Iris erscheint bräunlich, bei näherem Hinsehen aber bunt. Alle möglichen Farbtöne sind darin um die schwarze Pupille herum gesprengelt. Die ist mal größer, mal kleiner, je nach Helligkeit der Umgebung. In diesem schummerigen Häuschen ziemlich groß.

Moment. Jetzt muss Armin mal ein bisschen beim Kacken nachhelfen und drücken. Na, geht doch. Jetzt wieder die Nase, ganz nah und riesig.

Wumm!

Von hinten ist etwas gegen das Klohäuschen gerumst, sodass es heftig wackelt. Armin fällt vorne über und stößt mit seinem Gesicht an das Glas. Peng! Da liegen die Scherben. Der schöne Spiegel ist kaputt. Scheiße! Er will aufstehen und nachgucken, was an das Häuschen gekracht ist. Doch er hält inne. Er hat sich nicht abgeputzt, das wird eine Schmiererei. Er bleibt sitzen, bückt sich, sammelt erst einmal die Scherben ein und legt sie auf einen Zeitungsfetzen. Vorsicht! Man kann sich an solch dünnen Glasscherben unangenehm verletzen. Später muss er den Raum deshalb fegen. Immer diese kleinen Missgeschicke, die Arbeit verursachen.

Er hebt den Spiegel auf. Das normale Glas ist heil geblieben. Zum Rasieren taugt er noch. Aber der Vergrößerungsspiegel ist weg. Da ist nur schwarze Pappe zu sehen. Verdammte Scheiße! Der ganze Klospaß ist dahin. Wer zum Teufel ist bloß gegen das Häuschen gerannt?

Armin putzt sich ab und steht auf. Die Hose zwischen den Füßen öffnet er die Tür einen Spalt. Nichts zu sehen. Er macht die Tür weiter auf, schlurft hinaus und sieht um sich. Der Dorfbock ist weg.

Weit weg

Das Leben liegt vor ihm. Auf einem Stück Papier. Auf dem Blatt steht nichts. Er ist abwesend. Weit weg.

Er fragt sich, wie er über das Leben schreiben kann, wenn er nicht da ist? Er weiß es nicht. Er weiß überhaupt nichts. Er weiß noch nicht einmal, wie das Wetter wird. Oder welche Laune Anja morgen hat.

Dort liegt das Papier und wartet. Auf ihn. Der nicht kommt. Niemals kommen wird. Dann kann er auch nichts schreiben. Er muss nichts tun. Nichts Nutzloses tun. Das tut gut. Er sitzt vor dem Papier. Kein Wort drauf. Kein Dorf. Kein Gras. Kein Leben.

So, wie das Papier könnte er also aussehen. Weiß, wie eine zerbrochene Eierschale, leblos. Sieht sich selbst, als ob er in einen Spiegel blickt. Der wäre blind wie Nebel.

Wenn ihm das mit der Seite des Rasierspiegels passierte, die bei dem Unfall auf dem Klo heil geblieben ist, bekäme er Angst. Oder er würde sie schnell auch zerbrechen. Am besten den ganzen Rasierspiegel. Und dann weglaufen. Dann könnte ihn der Spiegel nicht mehr mit der schwarzen Pappe verfolgen.

Armin fasst den Stift fester an. Er hat ihn in der Hand. Er entscheidet über Leben und Tod. Auf dem Papier. Das beruhigt ihn etwas. Schreiben heißt leben. Eher überleben.

Er könnte sich mit dem Stift umbringen, wenn er sich weiter mit beiden Händen an ihm festhielte. Er würde verhungern, weil er nichts essen könnte. Oder verdursten. Als Steppenbewohner unter der heißen Sonne weiß er, wie schnell das Letztere passieren kann. Sein Mund nimmt den Zug von Bitterkeit an.

Oder er würde sterben, weil er gar nicht mehr aufhörte, zu schreiben. Er würde sich totschieben. Das passiert den bekannten Schriftstellern so, bevor sie berühmt werden. Berühmt ist er nicht. Gott sei Dank!

Weil er es nicht ist, bleibt er hier nicht ewig sitzen. Er hätte stattdessen Zeit für ein Schwätzchen, auf dem Felde. Oder würde die Hühner füttern. Den Stift hat er dabei in der Hosentasche.

Direkt ins Herz stieße er sich den Stift jedenfalls nicht, weil das wehtä-

te. Und danach wär's vorbei mit der Macht über Leben und Tod. Nur Aufräumarbeit bliebe für die anderen. Vor allem für Anja. Das geht nicht. Das tut er ihr nicht an, weil er sie mag. Außerdem wäre sie ärgerlich, und dann ist nicht gut Kirschenessen mit ihr. Und das tut er sich auf keinen Fall an, selbst als Leiche nicht!

Vielleicht ist er aber noch gar nicht geboren und deshalb ein unbeschriebenes Blatt. Er lümmelt in der Mutter herum und träumt dies alles nur.

Aber wie kann jemand schreiben, der nicht geboren wurde. Er hat keine Hand für den Stift draußen, er hat kein Papier. Mag sein, dass die Mutter für ihn aufschreibt, was er denkt, oder der Vater. Das Ungeborene zaubert ihnen Gedanken in den Kopf. Die Eltern warten nur darauf, von ihrem Kind verzaubert zu werden.

Oder er ist sein Schatten. Und sieht sich nicht, weil Schatten keine Augen haben. Er hat den Stift jetzt in der Hand, das weiß er, selbst als Schatten. Inzwischen drückt er sich damit Kerben in die Finger. Die werden schon weiß. Wie bei einer Leiche.

Die geistreichen Gedanken, die ihn als Schriftsteller so plagen, sind nicht leicht zu ertragen. Was haben es die Ziegenhirten dagegen gut, wie Fedor. Ein einfaches Gemüt und nicht viel Arbeit. Schon gar nicht Nachdenken.

Letztens war Armin bei seinem Sohn Benno. Er hat Kinder, drei an der Zahl. Sie toben durch das kleine Haus und haben mächtig Spaß dabei. Sie hatten sich an den Küchentisch gesetzt. Benno starrte müde in das Dreieck seiner Unterarme. Die Hände gefaltet, die Knöchel weiß.

„Armin, wir haben beschlossen, nach Kadikla zu gehen.“

„Was willst du dort?“

„Es ist eine Stadt. Es gibt mehr Möglichkeiten für die Familie.“

Armin seufzte.

„Du wirst mir fehlen. So weit weg.“

- II -

## Theros Wanderung

### Der Geist

Armin ist losgegangen, um den einhörigen Dorfbock zu suchen, der seinen Rasierspiegel auf dem Gewissen hat. Er sollte nach Fedors verschwundener Ziege schauen, aber die interessiert ihn nicht.

Armin liebt Wanderungen, die vom Dorf wegführen. Er fühlt sich dann wie in einem anderen Leben, allein und frei.

Er wandert zwischen den Weiden hindurch und weiter in die nördlich gelegenen Hügel. Falken kreisen dort am Himmel, manchmal sogar Step-penadler. In dieser Gegend gibt es keine fließenden Gewässer. Um einen Moment zu verschnaufen hält er an, nachdem er einige Anhöhen überquert hat. Er lässt seinen Blick über ein weites Tal schweifen. In Wellen bewegt der Wind das Gras.

Kleine Tiere sind hier nicht zu sehen oder zu hören, da müsste man schon Adleraugen haben und die Ohren eines Fuchses. Der Dorfbock hält sich hier vielleicht auf. Wo ist er nur? Damit ihm in diesem hohen, wogenden Gras nichts entgeht, schattet Armin die Augen ab und kneift sie leicht zusammen. Mitten im Tal sieht er eine Gestalt. In der durch die Hitze zitternden Luft erscheint sie verschwommen. Es scheint ein

Mann zu sein, der ihm den Rücken zuwendet. Er steht still und trägt offenbar keine Oberbekleidung. Seltsam, was macht der da? Oder hat sich der Dorfbock etwa in einen Geist verwandelt?

Ihm wird unheimlich zumute. Er duckt sich ins Gras und atmet flach, damit ihn der Fremde nicht hört. In dieser Haltung harrt Armin aus. Der andere dort macht keine Bewegung. Er steht regungslos inmitten des bewegten Grases, wie eine brennende Steinfigur.

Besser, du gehst wieder nach Hause, denkt Armin, doch was erzählte er den anderen? Es ließe ihm die ganze Nacht sowieso keine Ruhe.

Vielleicht ist es ja ein Jäger, der einem Tier auflauert? Er könnte den Dorfbock anvisieren, der dort verletzt im Gras liegt. Aber das ist unwahrscheinlich. So lange visiert man keinen Ziegenbock an, sondern geht los und versucht, eins seiner Hinterbeine zu erwischen und legt ihm ruckzuck ein Seil um den Hals. Anschließend überredet man ihn, zu folgen. Das kann unter Umständen etwas dauern.

Armin entschließt sich, leise auf die wunderliche Figur zuzugehen. Möglichst furchtlos. So, als sei nichts. Aus sicherem Abstand würde er ihn begrüßen: „Hallo Freund, darf ich wissen, wie du heißt?“ Falls der Geist nicht antwortet, könnte er über das Tal reden und alles, was es dort zu sehen gibt und dessen Schönheit preisen. Blicke der Fremde immer noch stumm, würde er fragen: „Woher kommst du?“

Langsam, mit kleinen Schritten, nähert sich Armin. In verringertem Abstand erscheint es ihm sogar, dass der Mann dort gänzlich nackt ist. Den Kopf hat er gesenkt, als schäue er auf etwas vor sich. Armin bleibt stehen, formt die Hände zu einem Trichter und fragt:

„Hallo Freund, darf ich wissen, wie du heißt?“

Der Mann rührt sich nicht.

Armin will ihn auch nicht unbedingt stören. Wer weiß, was der Fremde beobachtet und warum er sich dazu ausgezogen hat. Es kann immer Gründe geben. Nachher verdirbt man das ganze Vorhaben dieses Man-

nes, für das er sich so anstrengt.

Wachsam schleicht Armin weiter an ihn heran. Inzwischen hat er sich ihm auf eine Heuwagenlänge genähert.

„Darf ich fragen, woher du kommst, Freund?“

Keine Antwort.

Vorsichtig geht Armin einen Bogen, um dem schweigenden Unbekannten mehr von vorn zu begegnen. So würde der sich nicht überrascht fühlen. Er sieht, dass der Fremde die Arme leicht vor sich hingestreckt und seine Handgelenke mit einem Seil gefesselt sind. Nicht eng zusammen, so etwa eine Handspanne auseinander. Aus seinem geschlossenen Mund ragen ein paar Grashalme.

„Freund, wie heißt du?“

Der Mann blickt abwesend, als ob er träumt.

Der Fremde scheint nicht einmal zu atmen.

Armin beschleicht die Angst, hier allein im Gras mit dem unheimlichen Mann, doch bewegt ihn seine Neugier. Und als er endlich direkt vor ihm steht, staunt er. Es ist der Herr Grüner, der Reporter aus der Stadt! Wie ist der bloß hierher gekommen? Und was macht er hier, so nackt? Warum ist er gefesselt? Seltsam! Armin schaut ihn sich genauer an. Anscheinend hat er auf ein paar Grashalmen herumgekaut, so wie er selber manchmal. Sonst ist nichts zu erkennen, keine Wunde, kein Kratzer.

„Herr Grüner, hören Sie mich? Ich bin es, der Armin aus Tiefenberg.“

Schweigen.

„Herr Grüner, wer hat dich gefesselt?“

Thero Grüner befindet sich in einer anderen Welt.

Es ist Armin klar, dass er ihn hier nicht lassen kann. Der Herr Grüner würde verdursten. Er nimmt sein Messer, um die Fessel zu durchtren-

nen. Als er die letzte Faser durchtrennt hat, bricht der Befreite zusammen. Gerade noch rechtzeitig ergreift Armin seinen Arm. Er schiebt das Messer mit der anderen Hand zurück in die in die Jackentasche und lässt sich langsam ins Gras nieder, sodass sich Herr Grüner anlehnen kann. Dessen Kinnlade ist nach unten gesackt, die Halme sind aus seinem Mund gefallen.

Armin überlegt. Ihn hier liegenzulassen, während er Hilfe holte, ginge nicht. Er müsste ihn nach Hause schaffen. Am besten wäre, wenn es niemand mitkriegte und er später damit alle überraschte. Es sei denn, es bliebe ohnehin besser geheim. Wer weiß, was der Grüner berichtet, wenn er zu sich kommt. Vielleicht ein Staatsgeheimnis oder eine Entführung.

Und wenn sie jemand sähe, wie sie zum Dorf hereinkommen? Er würde sagen: „Seht, das ist der Reporter von der Zeitung in der Stadt. Ich habe ihm die Steppe gezeigt und wir haben einen getrunken. Er hat sich in die Hosen gepisst. Jetzt trage ich ihn heim, damit er seinen Rausch ausschlafen kann.“ Solange der Reporter anwesend wäre, gäben sie sich zufrieden, aber später fragten sie genauer nach.

Armin setzt sich so hin, dass Thero Grüner an seiner Schulter lehnt. Mit der rechten Hand zieht er seine Jacke aus und legt sie ihm um. So hat der oben herum etwas an, und Armin selber hat ja noch das Hemd an. Er fasst ihn um den Leib und zieht ihn hoch. Und tatsächlich steht der seltsame Mann auf den Füßen, auch wenn er bedenklich hin und her wankt. Armin greift ihn um die Hüfte, mit der anderen Hand stützt er ihn. Indem er selber einen Schritt macht, bewegt er den Träumenden nach vorn. Und siehe da, er bekommt ihn sogar in einen schleifenden Gang.

Es dauert elend lange, bis sie das Dorf erreichen, aber am Ende wird ihre Mühe belohnt. Als sie sich den Häusern nähern, ist Mittagszeit. Die Dorfbewohner sind mit Essen beschäftigt oder halten ihr Schläfchen. Vermutlich sieht sie keiner, aber ganz sicher ist sich Armin nicht.

Als er zur Hintertür hereinkommt, im Arm den Besinnungslosen, hält

sich Anja die Hand vor den Mund. Schweigend legen sie Thero Grüner im Gästezimmer auf das Bett und decken ihn zu, damit er nicht friert.

Erschöpft setzt sich Armin auf den Stuhl und seufzt. „Das war ein hartes Stück Arbeit, Anja. Bring mir bitte etwas zu trinken.“

Sie bringt ein Glas Wasser aus der Küche. Langsam trinkt er einige Schlucke. Stumm sehen sie auf ihren Gast.

Anja schaut zu Armin an: „Ich bin schon ein bisschen neugierig.“

Er erzählt ihr die ganze Geschichte. Sie entschließen sich, zu warten, bis Thero Grüner aufwacht, um ihm dann eine Tasse Tee anzubieten.

Armin ist nach den Anstrengungen erschöpft und nickt auf dem Stuhl ein. Im Traum sieht er den Dorfbock laut meckernd auf einer Anhöhe stehen. Armin will ihn fangen, aber kommt nicht vom Fleck.

Als Anja mit der Teekanne in der Hand wieder hereinkommt, reißt es ihn aus dem bösen Traum. Heimlich sieht er zu ihr hinüber, um in ihrem Gesicht zu lesen, ob sie etwas von seinem elenden Zustand mitbekommen hat. Doch sie schaut auf den Herrn Grüner.

Gedanken schießen durch Armins Kopf. Wo ist der Ziegenbock hin? Hatte er sich gar in den Grüner verwandelt? Aha, das war's. Zauberei! Thero Grüner war nackt, als er ihn fand, und ein Ziegenbock hat ja nichts an. Außerdem hatte er Grashalme im Mund. Und die Fessel ist die Strippe gewesen, mit der er dem Dorfbock die Vorderbeine kurz gebunden hatte. Aber die sieht anders aus. Hatte sie sich mitverwandelt? In Wirklichkeit liegt jetzt der Bock auf der Liege und bereitet sich darauf vor, wieder seine eigentliche Gestalt anzunehmen. Die Gedanken verwirren Armin.

Und doch! Kalastra! Na klar! Der hat ihn an die Hand genommen und seine Schritte in die Steppe gelenkt, so wie er es neulich des Nachts geträumt hatte. Er sollte den Thero Grüner finden! Armin beschließt, den Gedanken erst einmal für sich zu behalten, und wendet sich ebenfalls dem unfreiwilligen Besucher zu.

In diesem Moment schlägt Thero Grüner stöhnend die Augen auf. Armin rückt seinen Stuhl näher an das Bett heran und beugt sich zu ihm hin. Vielleicht kann der Grüner ihn ja aus den Augenwinkeln erkennen.

Anja spricht leise aber deutlich: „Herr Grüner, hören Sie mich?“

Der stöhnt wieder, seine Augen wandern hin und her.

„Herr Grüner. Ich bin's, der Armin. Du bist bei uns zu Haus.“

Langsam wendet Thero Grüner sich ihm zu. Ihre Blicke fallen ineinander. Armin fühlt sich seltsam angerührt. Thero Grüners Augen scheinen ihm wie ein Bach, an dem die letzten Eiskanten schmelzen, wie zerfließende Wolken vor einem tiefblauen Himmel. In seiner Brust entsteht ein weites Gefühl, und er fängt wieder an, zu träumen.

„Der Tee. Herr Grüner, möchten Sie etwas Tee?“ Anja ist aufgestanden. Thero Grüner dreht seinen Kopf langsam von Armin fort und schaut zu ihr hoch.

„Vielleicht richtest du ihn besser auf?“

„Natürlich.“ Dankbar, sich aus seinem gebannten Zustand lösen zu können, erhebt sich Armin rasch vom Stuhl. Er nimmt den Gast unter den Achseln und rückt seinen Körper an die Wand. Vorsichtig lehnt er ihn an und schiebt ein Kissen hinter seinen Rücken. Thero Grüner lässt das alles bereitwillig geschehen.

„Entschuldigen Sie“, seine Stimme ist kaum zu hören „entschuldigen Sie, ich kann mich nicht erinnern. Hatten wir das zweite Interview?“

„Ruhen Sie sich erst einmal aus und trinken Sie etwas.“ Anja stellt auf einem Tablett den Tee vor ihn auf die Decke. Langsam bewegt Thero Grüner seine Hand zur Tasse und führt sie zittrig an seine Lippen. Er nimmt einen kleinen Schluck und seufzt leise. „Entschuldigen Sie, ich weiß nicht, was passiert ist.“

„Trinken Sie erst mal den Tee, dann sehen wir weiter. Es ist alles in Ordnung. Es ist nichts passiert. Sie sind nur etwas müde. Ruhen sie sich

aus und lassen Sie sich Zeit. Möchten sie eine Kleinigkeit essen? Vielleicht einen Keks?“ Sie geht hinaus, um das Gebäck zu holen.

Langsam kehrt das Leben in Thero Grüner zurück. Armin fragt sich, ob er ihm jemals die wahre Geschichte erzählen kann, zumal der Reporter annimmt, er sei wegen eines Interviews hier. Gleichzeitig verspürt er ein leises Bedauern. Thero Grüner hat durch dieses Abenteuer seine Neugier geweckt. Er würde gern mehr von ihm darüber erfahren, warum er ihn zwischen den Hügeln fand und was er so alles in seinem geistesabwesenden Zustand erlebte. Doch bald schläft sein Gast ein. Er sollte bis zum Morgen nicht mehr aufwachen.

Armin und Anja liegen nach diesem ereignisreichen Tag im Bett. Sie reibt ihre Nase an seiner Wange. Es macht ein schabendes Geräusch an seinen Bartstoppeln. Damit sie sich nicht kratzt, küsst Armin sie zart auf den Mund und zieht sie fest an sich. Nach all den Aufregungen ist es gut, jemand bei sich zu haben, den man so gerne riecht.

In dieser Nacht träumt er, dass er das Schlafgemach eines Königs betritt, in dem ein großes Bett mit goldenen Pfosten und einem Baldachin darüber steht. Darin liegt Thero Grüner. Seine langen, dünnen Arme ruhen auf der Bettdecke. Sein schmales, blasses Gesicht schimmert aus dem feinen, weißen Tuch hervor. Er schläft. Oder ist er tot? Obwohl er genauer hinsieht, ist Armin sich nicht sicher. Jedenfalls sieht Thero Grüner friedvoll aus.

Er begegnet ihm, als er früh am nächsten Morgen das Tor zum Hof öffnet, um die Hühner zu füttern. Nichts ahnend erblickt er seinen Gast, durch die Pfosten und den Torbogen umrahmt wie in einem Gemälde. Thero Grüner begrüßt die Sonne, die sich über den Horizont schiebt und ihre ersten langen Strahlen aussendet. Er steht dort wie ein Jesus, den Kopf hat er zurückfallen lassen, seine Arme sind weit ausgestreckt. Der Boden scheint sich unter ihm zu krümmen, die Sonne lässt die Ränder seiner Haare und der alten Jacke wie ein Strahlenkreuz aufleuchten. Ein Huhn flattert hoch, um auf seinem Arm Platz zu nehmen, stolpert aber darüber hinunter in den Sand. Laut gackernd rennt es davon. Thero

Grüner lässt das alles geschehen.

Es verschlägt Armin den Atem. Er spürt eine Andacht in sich, wie sonst nur in der Winternacht unterm Sternenhimmel, oder wenn sie im Dorf zusammen schweigend um ein Feuer stehen. Nach einer Weile kommt er halbwegs zu sich und schließt leise die Tür. Jetzt kann er die Hühner nicht füttern. Er weiß nicht mehr wohin und fasst sich an die Stirn. Am besten erst einmal in die Küche.

Ein seltsames Geschehen ist das. Er will unbedingt alles davon miterleben. Thero Grüner ist ein Heiliger oder besser gesagt, einer, dem die Wahrheit begegnete. Die Wahrheit, die jeder fürchtet, und weswegen man sich eine Frau sucht oder die Hühner füttert oder auf der Bank sitzt und sein Pfeifchen stopft. Ja, der Grüner hatte Gottes Antlitz gesehen und war dann durchgedreht, wie man so sagt. Aber eigentlich sind die Normalen die Blinden und suchen nach Erklärungen, um es bleiben zu dürfen. Und er darf mit ihm sein, hatte ihn nackt getragen, wie Christophorus das heilige Kind durch den Fluss. Der Grüner hatte es geschafft. Eine ehrfürchtige Erregung steigt in Armin auf. Er ist nun selber an einer entscheidenden Stelle in seiner Lebensbahn angelangt. Ihm ist die Ehre zuteil, dem Grüner zu dienen. Vielleicht würden zur Belohnung ja auch ihm die Augen geöffnet. Das hielt er besser geheim. Nur sein neuer Meister soll davon erfahren. Aber der wüsste es sowieso. Wahrscheinlich hatte er das Zweite Gesicht.

Leise steht Armin auf und geht wieder zur Hintertür und öffnet sie einen Spalt. Nur die Hühner sind zu sehen. Ihm entfährt ein Seufzer der Erleichterung. Er tritt aus der Tür in den Hof und streut dem Federvieh Körner hin, schaut aber ständig um sich, um gegebenenfalls einen Blick von der Gestalt des Erleuchteten zu erhaschen. Falls dieser sich noch in der Nähe aufhält. Vielleicht ist er ja schon zum Himmel aufgestiegen. Doch jetzt hört er, wie Anja ihn anspricht und ihm das Frühstück bringt. Er ist weiterhin unter ihnen. Gott sei Dank!

Nach dem Morgenmahl, das sie schweigend eingenommen haben, räuspert sich Thero Grüner und sieht seine Gastgeber an:

„Liebe gnädige Frau Nimra, lieber Armin. Ich weiß, dass das alles für Sie nicht normal ist. Und ich weiß, dass Sie mir helfen. Ich danke Ihnen aufrichtig dafür. Ohne Beistand kann ich dieser Tage wohl nicht leben. Ich war losgegangen, um mit dir ein zweites Interview zu machen. Dann fühlte ich mich auf einmal sehr durcheinander und konnte nicht mehr weitergehen. Ich muss die Besinnung verloren haben und kam erst in diesem Hause wieder zu mir. Armin, wie bin ich hierher gekommen? Sprich bitte offene Worte. Verschweige nichts. Warum trage ich deine Kleidung?“

Theros Ansprache ist berührend, aber das entgegengebrachte Vertrauen und die Hilfslosigkeit in seiner Stimme ernüchtern Armin und mahnen ihn, sich innerlich zu sammeln. Vielleicht ist Thero Grüner ja ein bisschen verrückt und nicht unbedingt ein Heiliger. Doch als er in Theros Augen schaut, wird er wieder unsicher. Sie leuchten tief und weit wie das Weltall.

„Du warst gefesselt, mein Freund“, er kann sich der wahren Worte nicht erwehren. „Ich fand dich ohne Kleidung in den Hügeln im Norden und habe dich hierher gebracht. Wir haben dich ruhen lassen und ein wenig versorgt. Falls du etwas brauchst, lass es uns nur wissen.“

Er sieht hinüber zu Anja. Sie nickt.

„Ich danke Euch, meine lieben Freunde,“ erwidert Thero leise. „So langsam komme ich wieder zu mir. Wenn ich den heutigen Tag hier verbringen dürfte, wäre ich euch sehr verbunden. Ich nehme an, dass wir heute Nachmittag das zweite Interview machen können. Morgen früh gehe ich dann wieder zurück nach Kadikla. Deine Kleidung werde ich dir zurückschicken, Armin, mit einem Präsent, wenn ich es mir erlauben darf.“

Bis zum Mittagessen, das sie gemeinsam einnehmen, verbringt Thero Grüner die Zeit auf der Bank im Garten. Armin und Anja beschäftigen sich im Haus. Eine andächtige Stimmung vereint sie.

## Das zweite Interview

Nach dem Essen erbittet sich Thero Grüner von Armin Papier und Bleistift. Sie nehmen für das zweite Interview am Küchentisch Platz.

T. G.: „Armin, es ist ein schöner Tag. Wie wird er zu Ende gehen?“

A. N.: „Ich weiß es noch nicht, Herr Grüner. Wenn alles wie üblich läuft, werden wir zu Abend essen und dann noch etwas auf der Bank vor dem Haus sitzen, meine Frau und ich, bevor wir uns zur Nacht begeben. So war das bisher recht oft.“

T. G.: „Armin, die Vögel singen abends ein Lied.“

A. N.: „Ja, Herr Grüner, die Vögel singen abends ein Lied. Wir hören oft schweigend zu.“ Er wurde etwas traurig, und fügte hinzu: „Die Amsel singt besonders schön.“

T. G.: „Armin, des Nachts ist es meist ruhig.“

A. N.: „Ja, des Nachts ist es ruhig. Manchmal liege ich wach und lausche in die Stille. Durch das Fenster kann ich den Nachthimmel sehen, mit den funkelnden Sternen darin. Der Mond geht auf und bescheint alles mit seinem silbernen Licht, so dass man gut sehen kann.“

T. G.: „Armin, wenn der Tag anbricht ...“

A. N.: „... dann singen die Vögel recht laut, als gäben sie ein Konzert. Ich bin oft in der Frühe wach und warte auf die ersten Stimmen, die sich richtig ins Leben singen. Sie sind ganz unverzagt.“

T. G.: „Ich danke dir für dieses Gespräch, Armin Nimra.“

Thero Grüner faltet das Papier zusammen und steckt es in die Brusttasche. Armin sitzt mit gesenktem Kopf da. Er kann nicht aufschauen. Etwas rührt ihn in der Brust, seine Augen sind feucht geworden, die Tischplatte verschwimmt in seinem Blick. Thero Grüner erhebt sich leise

und verlässt die Küche. Da legt Armin den Kopf in die Arme und weint.

Am nächsten Morgen bereitet sich Thero Grüner auf den Rückweg vor und wird mit Proviant versorgt.

Zum Abschied nimmt sich Armin ein Herz: „Kommen Sie wieder, lieber Freund! Sie sind in meinem Haus ein willkommener Gast, nicht nur in den Zeiten der Not. Es ist mir eine Ehre.“ Erstaunt sieht Thero Grüner ihn an und lächelt. Sie reichen sich die Hände.

Der Grüner wendet sich auf dem Weg Richtung Kadikla zu. Armin und Anja schauen ihm nach, bis seine hagere Gestalt ein kleiner Strich geworden ist.

Hand in Hand gehen sie zurück ins Haus.

## Die Einladung

Zwei Monate später begegnet Armin ihm wieder in der Stadt. Er ist auf dem Weg vom Amt an einer verkehrsreichen Kreuzung angekommen, als er ihn auf der gegenüberliegenden Straßenseite sieht, mitten auf dem Bürgersteig, seine flache braune Aktentasche unterm Arm. Thero blickt vor sich auf die Pflastersteine. Wie festgewachsen steht er da, wie angewurzelt. Die Leute gehen um ihn herum, als sei er eine Litfaßsäule, die schon immer zu ihrem Leben gehörte.

Armin hat das große Bedürfnis, ihn anzusprechen, doch spürt er die Angst vor einer erneuten tiefen Begegnung. Zögernd nähert er sich. Thero soll möglichst nicht auf ihn aufmerksam werden, damit er notfalls unentdeckt vorbeigehen könnte. Doch plötzlich steht Armin direkt vor ihm, und alles andere ist aus seinem Sinn verschwunden.

„Guten Tag, Thero Grüner, so ein Zufall, dass ich Sie hier sehe“, hört er sich reden. „Ich bin nicht oft in der Stadt, und gerade da laufen Sie mir

über den Weg. Wie geht es Ihnen denn?"

Langsam hebt der Grüner seinen Kopf. „Ah, der Armin. Schön, dich wieder zu sehen. Was machst du in der Stadt?“ Er schaut ihn mit klaren Augen an und scheint keineswegs geistesabwesend zu sein.

So mit ihm zusammen fällt Armin das Sprechen auf einmal leichter, und alles erscheint natürlich. „Ich habe gerade einen Brief ins Amt gebracht und wollte ein Bierchen trinken gehen. Dort, wo die Tische draußen stehen, im Kaffeehaus ZUM WEISSEN DROMEDAR. Kommen Sie mit?“

Der Grüner nickt: „Gern.“

Sie gehen die kurze Strecke zum Café. Armin fühlt sich etwas unsicher neben Theros hoher Gestalt. Gleichzeitig ist er aufgeregt und stolz, dass er mit ihm alleine unter diesen vielen Menschen zusammen sein kann. Sie setzen sich an einen Tisch, sodass sie beide den Blick auf die Straße haben. Bald kommt eine Bedienung und nimmt ihre Bestellungen auf.

Armin fällt nichts ein, über was er reden könnte. Das neulich gemeinsam Erlebte hatte ihn stark ergriffen. Er spürt etwas von dieser vergangenen Stimmung, aber es ist ihm klar, dass jetzt nicht der Moment ist, daran anzuknüpfen.

Thero blickt zur Straße. „Ja, so ist das in der Stadt. Viel Verkehr, viel Lärm, niemals Ruhe, keine Stille. Alle laufen so herum. Viele gehen jetzt essen, es ist Mittagszeit.“

Armin holt sein Reisebrot aus der Tasche und wickelt es aus dem Zeitungspapier. „Ich habe mir eine Stulle mitgebracht, wollen Sie etwas davon abhaben?“

„Nein, nein, Armin. Nimm das nur für den Heimweg.“

Theros Kaffee und Armins Bierchen werden serviert. Als der an seiner Schnitte kaut, schaut Thero mehrmals herüber. Vielleicht hat er ja doch Hunger, denkt Armin und traut sich nicht, mein Angebot anzunehmen. Er mag ihn aber nicht noch einmal fragen. Langsam isst er weiter, nur bis zur Hälfte der Stulle. Den Rest legt er zwischen Thero und sich auf

den Tisch.

Sie sitzen still nebeneinander, betrachten den Verkehr und nippen an ihren Getränken. Die Umgebung ist recht geräuschvoll, Armin ist deshalb dankbar, dass sein Tischgeselle schweigt. Bei dem Verkehrslärm hat er einige Schwierigkeiten, ihn zu verstehen. Er muss sich zu ihm hinüberbeugen und sich konzentrieren, wenn Thero etwas sagt. Laut spricht er nicht, der Herr Reporter. Im rechten Augenwinkel meint Armin, ein galoppierendes Pferd zu sehen. Als er den Kopf wendet, tanzt dort aber nur ein Schmetterling vorüber.

Er schaut zu Thero hinüber. Der blickt auf den Tisch und scheint ihn vergessen zu haben.

„Wie wär's, hättest du nicht Lust am nächsten Wochenende zu uns zu kommen? Wir würden uns sehr freuen. Das Landleben ist sehr erholungsam.“ Armin spürt, wie eine freudige Aufregung in ihm hochsteigt. Zum ersten Mal hatte er gewagt, Thero zu duzen. Der tat es ja sowieso.

Überrascht blickt Thero ihn an. „Darüber ließe sich reden, Armin, eine hübsche Idee. Mal wieder aus der Stadt rauszukommen täte mir bestimmt ganz gut.“

„Wir könnten Kokola besuchen. Ihm gehört die Mühle hinterm Dorf. Komm doch am Samstagvormittag. Ich würde mich freuen und Anja sicher auch. Wir richten das Gästezimmer wieder her. Sonst machst du, was du willst.“ Armin gerät in ein richtiges Hochgefühl.

„In Ordnung. Ich komme Samstag. Am Sonntagnachmittag gehe ich wieder nach Hause. Herzlichen Dank für die Einladung. Ich weiß das zu schätzen.“

Es fällt Armin schwer, das Gespräch noch fortzusetzen. Das ist was für's Wochenende, in Ruhe, ohne den Straßenlärm. Er ist jetzt zu aufgeregt, um an etwas anderes zu denken. „Dann will ich mal los. Na, dann sehe ich dich bald.“

Thero sieht kurz zu ihm hoch und hebt die Hand: „Bis bald, Armin.“

## An der Birke

Seinen kleinen Koffer in der Linken hat Thero Grüner Kadikla verlassen und wandert übers Land in Richtung Tiefenberg. Er dreht sich um. In der Ferne sieht er das hohe Osttor und die zinnenbewehrte Stadtmauer. Mit traurigen Augen wendet er sich ab und folgt weiter dem sandigen Weg in das endlose Grasland.

Kadikla orientiert sich fast gänzlich in Richtung der Küstenstädte. Die asphaltierten Anbindungen an die reicheren Zonen des Landes führen durch das Westtor. Weniger befahrene Straßen gehen nach Süden und Norden. Der Osten hat mit dem Erscheinen des modernen Zeitgeistes immer mehr an Bedeutung verloren und wird verächtlich als Ziegenland bezeichnet. Wer von dort durch das Stadttor tritt, bekommt zu spüren, dass er peinlich ist, wie ein unangenehmer Geruch, eine Behinderung. Die Stadtbewohner wenden sich mit spöttischen Bemerkungen ab. Man verschwindet in den Schatten der Hauseingänge und steckt die Köpfe zusammen.

Thero Grüner zieht es in diese Richtung. Nach Osten auf einem Feldweg, hinein in das verspottete Ziegenland, die Steppe.

Er genießt das Wandern. Freundlich erscheint ihm der hellsandige Weg. Sein Blick richtet sich auf die nahe Umgebung. Zwischen den schwachen Wagenspuren sprießen spärlich hellgrüne Grasbüschel. Dichter begrast ist der Wegesrand, und weiter entfernt gedeihen in losem Abstand Büsche und Birken. Seine Füße, ermüdet vom Asphalt der Stadt, schätzen den federnden Gang auf dem trockenen, sandigen Boden. Jeden Schritt empfindet er als Wohltat an seinem Leib und erfreut sich des rund um ihn erklingenden Vogelgezwitschers.

Mit allen Sinnen saugt Thero Grüner die lebendige Natur der Steppe ein

und vergisst bald den Lärm der Stadt. Nach einiger Zeit spürt er Müdigkeit aufkommen. Eine einsame Birke am Wegesrand lädt ihn ein, sich unter ihren Schatten spendenden Zweigen auszuruhen.

Er stellt den Koffer ab, lässt sich nieder, lehnt sich an den Stamm, streckt die Beine von sich und schließt die Augen. Seine Hände greifen in den warmen, lockeren Sand. Mit der wohltuenden Ruhe überkommt ihn ein Zustand zwischen Schlafen und Wachen, in dem sich Traumbilder der Stadt Kadikla und ein Sprechgesang zu einem Bühnenspiel verweben:

Die Straßen sind erleuchtet, doch dunkel ist der Mauern Klang.  
Laternen brennen jede Nacht, vergessen haben sie dich lang.

Ein Tappen und ein Tasten flüstern durch den finstern Ort.  
Gesichter fallen ineinander, sie bleiben ohne Wort.

Sie fassen sich und lassen sich und irren fort und weiter,  
und ihre vielen Schatten, die sehen aus wie einer.

Dort vor des Kerkers Tor, er klammert sich an die Laterne,  
doch sein Gesicht liegt in des Dunkels Kälte.

Der Morgen bringt nur bleiches Grauen,  
die Dämmerung zeigt die Grimassen fahl.

Doch sieh! Bei den drei Birken,  
die Blume Tulipan begrüßt den Tag.

Durch braunes Laub drängt sich ihr Grün,  
ihr leuchtend Rot belebt den Herzschlag,  
der des Nachts pocht dumpf und schmerzhaft.

Allein die scheue Freude ist ein Wahn.  
Die Sonne bringt es an den Tag.  
Der edlen Tulipan ward Nahrung Mordes Tat,  
sie wuchs an einer Knochenhand.

Ein Knabe sie beim Buddeln fand  
und bald benutzte sie als Pfand,  
um bunten Zucker einzutauschen.

Er malt die Blume Tulipan nun auf die kahle Zellenwand,  
mit Spucke und dem Zeigefinger seiner kleinen Bubenhand,  
im schönen Städtchen Kadikla.

Dort an dem Brunnen, hoch von der alten Linde, ein Rabe  
krächzet kund:

„Die Sonne wirft euch einen Schatten,  
schwarz, tief und ohne Grund.  
Hoch oben fliegend fliehet ihr,  
blickt nicht hinunter,  
die Furcht sonst lähmt den Vogelschwung.

Er hält euch an der Schattenschnur,  
so ihr könnt über ihm nur kreisen.  
Die Ehre müsst ihr ihm erweisen,  
und in ihn stürzen, –  
es kostet euch das Leben nur.“

Alsdann schwingt er sich in die Weiten des Himmels.

Knackend und krachend wie berstende Eisflächen ertönt des Raben Gesang in Thero Grüners Geist und zieht ihn in ein dunkles Nichts. Benommen driftet er aus diesem Zustand in ein halbwachses Dasein, in dem ihn wie von ferne die zarten Stimmen der Steppe erreichen.

Er liegt unter dem Nachthimmel wie ein Kreuz im Gras, Arme und Beine ausgestreckt, die Augen geöffnet. Die Sterne flimmern, eine schmale Mondsichel wirft ihr silbernes Licht auf die Landschaft.

Vor ihm erscheint das Verlagshaus. Es ist leer. Er wendet sich ab und geht durch die Stadt, dicht entlang an den Hausmauern. Bisweilen bleibt er stehen und betrachtet die Äderung der Steine, die ausbröckelnden Mauerfugen, den rissigen Putz, der teilweise Moos angesetzt hat, und vergisst das Brausen des Verkehrs für kurze Zeit in seinem Rücken.

Theros Kopf fällt zur Seite.

Er sitzt im Kaffeehaus ZUM WEISSEN DROMEDAR und denkt an ihre kesse Kniekehle, die sie ihm zuwendet, nachdem sie seine Bestellung aufgenommen hat, ihre schlanken, hellen Arme, die sie ihm entgegenstreckt, um ihm den Kaffee zu servieren. Er mag die Farbe ihrer Haut, ihre weizenblonden Locken, die Bogenlinie ihres Halses, ihre knospenden Lippen, die das Leben kosten wollen und sollen, auf seinem Mund, überall, an Stellen, die ihm unendliche, süße Lust bereiten. Er sieht, wie ihre Münder sich zu einem Kuss versiegeln, zu einem festen kraftvollen Bund, der ein lustvolles Ringen beginnt, ein Ringen, das sich in einen Tanz verwandelt, der durch die Stadt wirbelt, entlang der Straßen, durch den Verkehr, grüne wie rote Ampeln überquert, durch Festsäle und Parkanlagen dreht. Sie schweben in einer, von außen unberührbaren, unverletzlichen, pulsierenden Blüte des Glücks, deren Blätter sie mit ihren seligen Bewegungen weit öffnen, und durch ihr inniges Kreisen ins Unermessliche wachsen lassen.

Thero Grüner befindet in einer Flughafenhalle und geht zum Abfertigungsschalter. Er stellt seinen Koffer auf das Transportband. Die kleine Dame hinter dem Tresen schaut ihn prüfend an.

„Haben Sie ihren Koffer selber gepackt?“

„Selbstverständlich.“

„Haben Sie gefährliche Gegenstände im Koffer? Waffen, Bomben, Messer, Rasierklingen?“

„Heute nur eine oder zwei Bomben“, antwortet er scherzhaft.

Durch die Halle eilen Sicherheitsbeamte auf ihn zu. Laut und streng redet eine ältere Dame in Uniform auf ihn ein, unterbricht immer wieder, um die Hand auf ihren Ausschnitt zu legen und krampfhaft nach Atem zu ringen. Nein! Das hat er nicht gewollt.

Mit dem Koffer in der Hand steht er an der Rollbahn, die sich endlos nach allen Seiten erstreckt, weit bis zum Horizont, leicht gekrümmt mit der Rundung der Erde, darüber ein wolkenloser Himmel. Unzählige Flugzeuge starten und landen, kleine, große, kreuz und quer unterwegs, wie bunte Spielzeuge. Grenzenlos darunter das Rollfeld, braun fettglänzend, glatt, von Rillen in regelmäßige Rechtecke aufgeteilt, eine unendliche Schokoladentafel. Ein unerschöpfliches Wunder, ein Schlaraffenland.

Die Luft riecht süßlich, gekühlt, wie in einer klinisch sterilen Zuckerwarenfabrik. Darüber ergießt sich der Himmel wie durchsichtige, hellblaue Gelatine. Thero fröstelt. Eine penetrante Übelkeit steigt in ihm hoch. Er fühlt sich bedrängt. Er will diese Luft nicht atmen. Er presst die Lippen aufeinander und hält sich die Nase zu.

Thero Grüner schreckt aus seinem Albtraum auf. Seine Brust krampft eng und schmerzhaft. Er reißt Mund und Augen auf. Wie durch einen gewürgten Hals sind ihm kaum Atemzüge möglich. Sein stoßweises Ächzen wandelt sich in ein heftiges Schluchzen, das bald den ganzen Körper und sein seelisches Dasein erschüttert. Erlösende Tränen strö-

men schließlich über seine Wangen.

Nach dieser Befreiung holt seine Lunge die Luft in tiefen Atemzügen ein, und sein aufgebracht Gemüt beruhigt sich. Erleichtert stellt er fest, dass der Traum nur ein Traum war. Die Steppenluft fächelt kühlend seine nassen Wangen. Nach und nach gelangt er in eine sanftere, leichtere Stimmung.

Seine Augen sind frisch und ausgeruht, die Welt erscheint in klaren Farben. Sein Blick fällt wieder auf den sandigen Weg und die kleinen, gelben Blüten der sich filigran verzweigenden Büsche. Vogelgezwitscher erfüllt die Luft.

Da wird er sich seines schmerzenden Rückens gewahr, der sich durch das lange Anlehnen an den schmalen Baumstamm verhärtet hat. Er beginnt die Arme auszustrecken, doch für ihn selbst überraschend steht er unvermittelt auf, nimmt seinen Koffer und wandert weiter, schnelleren Schrittes als zuvor, den Kopf angehoben, die Augen auf den Horizont ausgerichtet, Tiefenberg im Sinn.

Die flimmernde Sonne steht hoch am Himmel. Ihre Strahlen folgen ihm in die heiße, trockene Steppe.

## Blume, Blume

Thero Grüner sinkt am Wegesrand zusammen. Die Sonne hat ihn ausgedörrt. Sein ausgetrockneter Mund klebt und brennt. Er setzt sich ins trockene Gras, legt die Arme um den Koffer und bettet seinen Kopf darauf. Aus der Tiefe drängt ein Fluss der Trauer und verlangt nach freiem Lauf. Aufschluchzend bemerkt er erschrocken, dass seine Zunge durch den Wassermangel stark angeschwollen ist. Schlagartig durchfährt ihn das Gefühl existenzieller Bedrohung. Er richtet sich auf.

Fieberhaft suchen seine Augen nach einer verdichteten Spur grüner Ve-

getation in der Umgebung, die auf verstärkten Pflanzenwuchs durch das Angebot von Wasser hinweist. Er erlebt einen Bach, wenigstens ein Rinnsal. Doch sieht er nur dürres Gestrüpp und hartes, gelbes Gras.

Angesichts der feindlichen Umwelt fällt das Aufbäumen gegen das unvermeidliche Schicksal schnell wieder in sich zusammen. Die erbar- mungslose Hitze und die körperliche Entkräftung ziehen ihn in dumpfe Hoffnungslosigkeit. Er starrt ins Gras. Da entdeckt er vor sich eine klei- ne lila Blume.

Die Blume grüßt und besänftigt sein Gemüt mit ihrer einfachen Klarheit. Sie erinnert ihn an die Einrichtung eines trauten Heimes, an die behag- liche Wohnstube bei den Nimras. Ja, sah er in ihrem Garten nicht eben diese lila Blumen? Er streckt seine Hand nach ihr aus, um sie zu ergrei- fen, wie ein lang entbehrtes Glück, eine sich endlich erfüllende, tiefe Sehnsucht. Doch hält er im letzten Moment inne. Nein! Nicht brechen wird er diese Kostbarkeit! Sie nur betrachten, ihr das Leben gönnen, und für immer in ihrem Anblick versinken.

Ewig will er mit ihr vereint sein, eine nie endende Weise in ihrem Ange- sicht singen, die Liebe preisend, die allen Durst und Hunger stillt. Nein! Niemals verdorren soll sie! Und doch würde sie einst sterben müssen, wie auch er. Jäh offenbart sich ihm der große Erlöser.

„Oh Blume, sollst du meine letzte Gefährtin sein?“, staunt er, versunken in den Anblick der kleinen lila Blüte, die ihm nun so groß wie der Him- mel erscheint.

Blume, Blume,  
wohin blickst du?

Blume, Blume,  
wohin zeigst du?

Blume, Blume,  
welche Worte schreiben deine Blütenblätter?

Blume, Blume,  
nun versinkst du.

Wie einen Fremden hört er sich diese Verse sprechen und fühlt sich ihm so nah, wie seinem eigenen Spiegelbild. Umfungen von violetterm Licht erlebt er sich einen zeitlosen Moment als vollkommen heil.

Doch unerträglich schmerzhaft und heftiger als zuvor durchschneidet der Durst seinen süßen Todestraum. Mit geröteten Augen löst er sich von der kleinen Pflanze und hebt den Kopf. Erneut sucht er die Umgebung nach Anzeichen von Wasser ab. Angestrengt lauscht er den zarten Stimmen der Steppe, um nicht das leiseste Plätschern eines Rinnsals zu überhören. Nichts. Mühsam erhebt er sich, nimmt den Koffer und macht sich stolpernden Schrittes wieder auf den Weg.

Er hat sich verirrt. Vor sich hinträumend war er an der schmalen Abzweigung nach Tiefenberg vorbeigelaufen. Geistesabwesend folgte er den Wagenspuren, die ihn in diese lebensbedrohliche Lage führten.

Er hat einen weiten Bogen um das Dorf Tiefenberg geschlagen, bis in die davon nördlich gelegenen Hügel hinein. Nur morgens und für kurze Zeit hängen hier Tautropfen an den Gräsern, aber weder ein fließendes Gewässer noch ein Brunnen laden den Wanderer zu einer erholsamen Rast ein. Thero Grüner ist auf dem Weg nach dem entlegenen Dorf Hohental.

## Ankunft

Armin blickt erwartungsvoll nach Westen. Die Landschaft ist in dieser Richtung so flach, dass man jeden erkennen kann, der eine halbe Wegstunde entfernt ist.

„Ich mache das Zimmer zurecht und schaue, ob Fedor Ziegenkäse hat“, ruft Anja aus dem Haus.

Armin blickt weiter gespannt in die Ferne, doch merkt er, wie in ihm wieder die Eifersucht hochsteigt. Dieser Fedor! Ständig geht was schief mit ihm und trotzdem besucht sie ihn, einfach, weil sie ihn mag. Armin weiß, dass er ihn gern lächerlich macht, wenn ihm etwas misslingt. Nach außen hin fühlt er sich überlegen, dennoch nagt an ihm, dass Fedor eine schöne, kräftige Figur hat, wie ein Hirte eben. Armin ist durch die fehlende Tätigkeit auf dem Felde eher schwächling geblieben. Fedor hat volle Lippen, über die gerne mal Lügen kommen, während Armin bei der Selbstbetrachtung im Spiegel den schmallippigen Mund eines belesenen, gebildeten Mannes erkennt.

Als Bürgermeister alle bedenken zu müssen, hasst er. Das ist ohnehin unmöglich. Zunehmend bereut er, dass er die Schulbank so lange gedrückt hat. Er wollte sogar mal Hirte werden. Den ganzen Tag auf der Weide liegen, der Herde zuschauen und auf einem Grashalm herumkauen. Das würde ihm gefallen. Die Schlachtungen findet er allerdings abscheulich. Der Geruch von Blut erzeugt bei ihm Übelkeit. In Gedanken malt er sich aus, wie die Ziegen an Fedor Rache üben und ihn zwischen ihren Hörnern Spießruten laufen lassen. Außerdem hat ihm Anja gestanden, dass sie es mag, dass er nicht so nach Stall und Tieren riecht. Sie liebt es eben etwas feiner. Umso unverständlicher, dass sie diesen Kerl aufsucht.

Er wird sich mal mit Scheiße einreiben, kommt es ihm hoch, vielleicht bliebe sie ja dann bei ihm. Oder sie ginge für immer fort. Nein, es nagt an ihm. Leider. Hoffentlich hat Fedor Käse. Der ist wirklich gut. Wenn sie schlau ist, bringt sie gleich zwei Laibe, und er wettet, dass sie das macht. Sie ist seine Frau, Gott sei Dank. Und das soll so bleiben!

„Na gut, hol Ziegenkäse. Und bestell Fedor einen Gruß.“

Anja tritt aus dem Haus. Sie schaut ihn prüfend an, gibt ihm einen Kuss auf die Wange und geht schwingenden Schrittes die Dorfstraße hinunter. Zu allem Überfluss ist er natürlich grundlos eifersüchtig. Was für ein Elend!

Armin wartet schon den halben Nachmittag, als er zwei wackelnde Pünktchen in der Ferne ausmacht. Der linke, länglichere Punkt, das könnte der Thero sein. Aber warum kommen zwei? Dann ist er es vielleicht doch nicht. Oder bringt er jemanden mit? Das wäre etwas Neues. Seltsam. Wie auch immer, zwei sind ebenfalls willkommen. Genug zu essen kriegen sie zusammen. Darin haben sie Übung. Besonders mit Verwandten passiert es, dass mehr kommen, als sich angemeldet haben.

Die Pünktchen tanzen auf und ab, werden langsam größer und zu Strichen. Armin schattet die Augen mit der Hand ab. Ja, der linke, das ist bestimmt der Thero. So eine lange Figur hat hier sonst niemand, und das rechte Figürchen kommt ihm irgendwie bekannt vor.

Einen Steinwurf vom Dorfeingang entfernt steht an der linken Straßenseite ein Maulbeerbaum. Dort empfangen die Tiefenberger ihre Gäste, zur Erntezeit mit einer der wohlschmeckenden Maulbeerfrüchte. Armin geht zu jenem Begrüßungsbaum, lehnt sich dagegen, zündet sich ein Pfeifchen an und pafft Wolken in die Luft.

Dort kommen sie. Der Thero Grüner geht langsam. Er macht einen erschöpften Eindruck. Den Kopf hält er gesenkt, als wolle er das Dorf gar nicht sehen. Der andere ist ein Bekannter aus Hohental, Lastro, der Sohn des dortigen Bürgermeisters. Er winkt Armin zu. Mit der Linken trägt er Theros Koffer. Sehr höflich, so gehört sich das auf dem Lande. Die Steppenmenschen sind gastfreundlich und hilfsbereit.

Armin geht den Ankömmlingen das letzte Stück entgegen. „So bist du denn endlich da, Thero. Wie schön! Sei willkommen. Ist alles in Ordnung? Und du hast noch jemanden mitgebracht. Grüß Dich, Lastro!“

Doch röchelt und keuchend wankt Thero ihm entgegen: „Wasser, Armin, Wasser!“

Lastro hält seinen leeren Ziegenschlauch hoch. „Ich habe ihm schon mein ganzes Wasser gegeben. Er war auf dem Weg nach Hohental und halb verdurstet. Er hatte nichts mitgenommen. Sie haben keine Ahnung, diese Städter!“

„Ach, du liebe Zeit!“ Armin nimmt Thero beim Arm. „Natürlich. Nur noch ein kleines Stück bis zum Haus. Dort bekommst du so viel Wasser, wie du willst. Es ist gefährlich, ohne Wasser loszugehen. Die Steppensonne ist erbarmungslos. Gut, dass der Lastro dich gefunden hat! Gott sei Dank! Da haben wir großes Glück gehabt!“

Er führt den Erschöpften zum Haus, hinein in die Küche und stellt einen Krug mit Wasser vor ihn hin.

Thero umfasst das Gefäß mit beiden Händen und trinkt in großen Zügen.

„Nicht so hastig, nimm kleine Schlucke, sonst wird dir schlecht.“

Der halb Verdurstete trinkt weiter, bis er den leeren Krug mit einem lauten Seufzer abstellt.

Lastro hat die ganze Zeit geduldig daneben gestanden und übergibt nun Armin einen Brief.

„Der ist von meinem Vater. Ich will noch zu Benno, bevor ich zurückgehe.“

„Danke, Lastro. Ohne dich hätten wir wirklich ein großes Problem. Vielen Dank! Und grüße bitte deinen Vater von mir.“

„Das hatte ich mir anders vorgestellt“. Theros Stimme klingt heiser. „Es fing eigentlich ganz gut an. Aber dann die brennende Sonne und nirgends Schatten. So etwas habe ich noch nie erlebt. Ich dachte, ich muss sterben.“

Für Armin ist es nicht so wichtig, dass Thero sich wieder verlaufen hat

und sogar fast verdurstet wäre. Wichtig ist nur, dass er dort sitzt und Armin sein Gesicht studieren kann. Dieses nachdenkliche, feine Gesicht. Was würde er sagen, welche Gedanken haben? Was würden sie gemeinsam träumen, welche Geschichten würden sie sich erzählen? Endlich hatten sie Zeit miteinander. Ein stiller Frieden breitet sich in ihm aus. Doch er sieht, dass Thero erschöpft ist.

„Ruh dich erst mal aus. Am Besten legst du dich nebenan hin.“

Er hilft ihm auf und bringt ihn zum Gästezimmer. Thero lässt sich aufs Bett fallen. „Ah! Tut das gut!“

Armin zieht ihm die verstaubten schwarzen Halbschuhe von den Füßen, dann die schweißverklebten Socken und hängt sie über die Stuhllehne. Die Schuhe stellt er am Fußende des Bettes ab. Er nimmt den Stuhl vom Schreibtisch, setzt sich rittlings darauf und betrachtet seinen Gast. Thero blickt an die Zimmerdecke und stößt kleine Seufzer der Erleichterung aus.

### Auf der Bank

Sie sitzen auf der grünen Bank vor dem Haus und trinken eine Flasche Bier. Armin hat dazu seine Pfeife angesteckt. Thero erholt sich von seiner anstrengenden Wanderung. Socken und Schuhe hat er nicht wieder angezogen.

„In der Stadt ist es viel heißer, die Mauern heizen sich auf.“

Armin fasst mit der Hand an die Hauswand hinter sich und spürt die Wärme der Ziegel. „Ja, das kann ich mir vorstellen. Im Dorf ist immer Durchzug. In der Stadt staut sich wahrscheinlich alles.“

Die späte Sonne taucht die gegenüberliegenden Häuser und Gärten in ein mildes Licht. Er nimmt einen Schluck Bier und pafft eine Rauchwolke.

Thero beugt sich vor, stützt die Ellenbogen auf die Schenkel und legt

sein Gesicht in die Hände. Durch die Finger sieht er den sandigen Boden. Nach einer Weile des Schweigens richtet er sich auf, streckt die Arme von sich und gähnt.

„So gefällt mir das. Auf einer Bank sitzen und den lieben Gott einen guten Mann sein lassen. Danke, dass ich hier sein darf, Armin. Das mit dem Wasser passiert mir kein zweites Mal, darauf kannst du dich verlassen.“

„Schon gut, Thero.“

Die Gräser leuchten in den warmen Nachmittagsfarben. Die Schatten der Bäume und Häuser werden länger.

## Die Feigenallee

Die Freunde verlassen das Dorf auf dem sandigen Feldweg, der zur Mühle führt. In lockerem Abstand wachsen hellgrüne Grasbüschel zwischen den Wagenspuren. Linker Hand ist vor einigen Jahren eine Reihe von Feigenbäumen angepflanzt worden. Im Dorf nennen sie den Weg deswegen Feigenallee. Die Bäume haben inzwischen eine stattliche Größe erreicht. Zu dieser Jahreszeit zeigen sich schon die kleinen grünen Früchte. Sie sind noch nicht zum Verzehr geeignet. Doch man sieht, dass alles gedeiht und freut sich daran.

Es ist ein klarer Tag. Sie schlendern gemächlich nebeneinander her. Armin macht seinen Gast auf die jungen Feigen aufmerksam.

Thero zieht einen Ast zu sich herunter und lässt ihn aber zurückschnellen. „Ich bin froh, wenn mein Kopf mal nicht arbeiten muss, Armin. Lass uns einfach nur herumlaufen. Wir haben ja Zeit.“

„Keine Eile. Setzen wir uns ins Gras und schauen ins Land.“

Sie lassen sich an einem Feigenbäumchen nieder. Beide stützen sich mit

den Ellenbogen ab. Das Gras wogt im Wind. Lerchen trällern im blauen Himmel.

Nach einer Weile des Schweigens fragt Armin: „Was denkst du?“

„Ich denke, dass das Land hier flach ist und dass ich weit sehen kann, bis zum Horizont. Das tut meinen Augen gut. Das wellende Gras massiert meine Pupillen von unten wie eine Bürste.“ Er lacht leise. „Sind das da hinten Berge, Armin, oder Wolken?“

„Das ist das Gebirge im Süden. Es ist weit entfernt und sehr hoch. Dort entspringt ein großer Fluss, die Senna. Die Berge im Norden sind näher. Sie fangen bald hinter dem Dorf an. Es sind eigentlich nur größere Hügel.“

„Aha.“ Thero legt sich auf den Rücken.

Armin bleibt sitzen, doch es beginnt, unbequem zu werden. So lässt er sich auch ins Gras fallen. Zufällig stoßen ihre Hände zusammen. „Gut, er klopft auf Theros Handrücken, schön, dass du da bist.“

Theros schmale Hand fühlt sich kühl an. Er scheint über etwas nachzusinnen.

„Thero, woran denkst du?“

„Es gibt in der Stadt eine Bedienung im Kaffeehaus ZUM WEISSEN DROMEDAR, Sandra. An die denke ich gerade. Sie hat blaue Augen. Wir schauen uns ab und zu genauer an. Wenn sie mir den Kaffee bringt, ist das immer eine spannende Angelegenheit. Wenn die wüsste, wie viele Tassen ich schon bestellt habe, damit sie an meinen Tisch kommt. Ich hatte schon Herzrasen, wahrscheinlich mehr vom Koffein als von ihrer Schönheit.“

Sie lachen und schweigen danach eine Weile.

„Als sie neulich die Kaffeetasse abstellte, hielt ich meine Hand dorthin. Unsere kleinen Finger berührten sich kurz.“ Diesmal lachen sie nur kurz, um wiederum zu schweigen.

Die Vögel zwitschern und ein lauer Wind streicht über Armins Gesicht. Er sinkt in eine angenehme Entspannung und nickt ein.

Nach einer Weile kommt er wieder zu sich und setzt sich auf. Thero liegt zur Seite gerollt und schnarcht. Er scheint sich gut zu erholen. Armin schaut in die Gegend.

In einiger Entfernung sieht er zwischen zwei Feigenbäumen den Staub hochwirbeln, die Äste bewegen sich plötzlich heftig. Dort kreiselt eine kleine Windhose. Die Hitze muss sie entfacht haben. Wo sie lagern, ist nichts zu spüren. Vorsichtig drückt Armin gegen seinen Rücken. „Wach auf. Wach auf! Eine Windhose! Schau dir das an!“

Langsam kommt sein Freund zu sich, stützt sich auf und gähnt. „Was ist?“

„Dort drüben“, Armin deutet mit der Hand, „die Windhose.“

Thero setzt sich aufrecht hin. „Tatsächlich? Ist ja verrückt, kommt die hierher?“

Im nächsten Moment zerstört sich der Wirbel an den Ästen.

„Wollen wir mal nachsehen?“

Sie klopfen sich kurz den Sand von der Kleidung und gehen in die Richtung, wo das Ereignis stattgefunden hatte. Bei dem Anblick der vielen Feigenbäumchen sind sie sich aber nicht mehr sicher. Sie entdecken auch keine gebrochenen Äste und folgen wieder ihrem Weg.

Nach einer Weile verschwindet der Luftwirbel aus ihren Köpfen. Sie wandern auf dem sanft geschwungenen Sandweg, der nach der Feigenallee leicht ansteigt. Bald genießen sie von einer Anhöhe den weiten Blick über die Steppe.

Doch Kokola und die Mühle warten auf sie.

## Die Mühle

Stolz thront die weiße Mühle auf einem Hügel im unendlichen Grasozean. Ihre farbenfrohen Segel strecken sich der Weite des Himmels entgegen wie ein Fächer, der die Steppenwinde zum Tanz lädt.

Die stämmige Figur Kokolas und sein rotblonder Haarschopf sind schon von Weitem zu erkennen. Als seien sie selber Flügel, winkt er mit seinen ausgestreckten Armen von der Treppe, die zur Eingangstür der Mühle führt. Das macht er immer, wenn Armin kommt, und der erwidert seinen Gruß mit erhobener Hand.

Armin freut sich darauf, Thero die Mühle zu zeigen. Ihr Anblick, dort oben inmitten der Weite, scheint seinen Freund fraglos zu beeindrucken. Von ihrem Ziel angezogen, steigen die beiden mit kräftigen Schritten hügelan.

„Kokola ist etwa so alt wie ich“, schnauft Armin. „Seine Mutter Hanka lebt in Hohental. Sie hat nie geheiratet. Ihr erster Sohn Jorgo starb als Säugling. Ein gutes Jahr danach kam Kokola zur Welt. Sein Vater soll einer vom fahrenden Volke sein. Kokola wohnte ein paar Jahre in Tiefenberg. Als der alte Enno starb, übernahm er die Mühle. Er spricht nicht.“ „Ach“, Thero wirft Armin einen erstaunten Blick zu.

Der Müller kommt seinen keuchenden Besuchern auf den letzten Metern entgegen. Seine hellen Augen werfen einen prüfenden Blick auf Armin. Kurz sieht er zu Thero und nickt. Freudig nimmt er beide am Ärmel und führt sie zur flachen Umgrenzungsmauer. Mit einer einladenden Handbewegung bedeutet er ihnen, Platz zu nehmen und sich auszuruhen. Sein ausgestreckter Arm erklärt die Weite der Steppe. Mit den Händen an den Ohren ermuntert er sie, dem Trällern der Lerchen zu lauschen. Beide Besucher lassen sich auf der Begrenzungsmauer nieder. Kokola verschwindet in der Mühle.

Armin schaut zu Thero: „Mach's dir bequem. Er bringt bestimmt gleich Tee, das macht er immer so.“

Doch Thero ist von der Stimmung des Platzes erfasst: „Ist ja traumhaft schön hier! Ich schau mich mal um, bin gleich wieder da!“

Armin blickt über die Landschaft. Das gibt ihm ein Gefühl von Sicherheit, denn er ist besorgt, wohin diese Reise des Miteinanders ginge.

Als Thero sich nach einer Weile zu ihm setzt, öffnet sich die Tür der Mühle. Kokola balanciert ein blinkendes Messingtablett mit einer silbernen Teekanne, drei grünen Teetassen, goldenen Teelöffelchen, Aniskekissen und einer dunkelblau emaillierten Zuckerdose die kurze Treppe hinunter und stellt es vor seine Gäste in den Sand. Mit einem Lächeln setzt er sich und schenkt ihnen ein. Schweigend verrühren sie den Zucker, nur das Klingeln der kleinen Löffel am Porzellan ist zu hören.

Der Müller streckt den Besuchern seine Tasse entgegen. Sie schlürfen den Willkommenstrunk. Armin macht seine Freunde miteinander bekannt.

„Thero, das ist Kokola.“ Sie nicken sich zu.

Kokola zeigt drei Finger. Dann formt er beide Hände, als bände er einen Sack zu und deutet abwechselnd auf Thero und sich.

„Drei Säcke Korn mahlen?“

Kokola nickt, gibt Armin einen Klaps auf den Oberschenkel und weist ihn an, sitzen zu bleiben.

„Lasst mir einen über.“ Armin mag sie damit nicht allein lassen, die Säcke sind schwer. Sie müssen die Wendeltreppe zum Schacht hochgetragen werden.

Thero und Kokola nehmen den letzten Schluck, stellen die Tassen aufs Tablett und gehen in die Mühle.

Armin verschränkt die Arme hinter seinem Kopf und streckt die Beine aus. Er lehnt sich an das Mauerwerk des Turms und schaut über das endlose Land.

In der Mühle wird die Flügelachse gelöst, das Getriebe kuppelt krachend

ein. Die Flügel beginnen, sich zu drehen. Rumpelnd und knarrend setzt sich das Mahlwerk in Bewegung.

Armin stopft sein Pfeifchen und schenkt sich einen weiteren Tee ein. Hinter ihm ächzt und poltert die Mühle. Es geht dort recht lebhaft zu. Ein paar Flüche dringen durch die Wand an sein Ohr. Das müsste Thero sein und das Gelächter von Kokola. Armin will auch seinen Spaß haben und rutscht näher zur Tür. Durch das Holz hindurch hört er mehr als durch das Gemäuer. Er lehnt sich schräg nach hinten, damit ihm nichts entgeht. In der Mühle ist es still geworden. Jetzt knarren die Bodenbretter. Schwere Schritte kommen näher.

„Warte! Lass mich vorbei. Ich mach dir auf.“ Die Mühltür schwingt nach innen. Kokola tritt in den Bogen. Er hat einen Mehlsack geschultert und blinzelt in das Tageslicht. Hinter ihm erscheint der mehlbestäubte Thero.

„Fall jetzt nicht hin, Kokola. Die Stufen!“

Gemächlich erhebt sich Armin. „Braucht ihr Hilfe?“

Unwillig schüttelt Kokola den Kopf. Er steigt die kurze Treppe hinunter und lässt den Sack von seinem Rücken auf die Umrandungsmauer gleiten. Fragend schaut er die beiden an. Sein Zeigefinger wandert von einem zum anderen.

„Lass uns abzählen“, schlägt Armin vor.

Von seinem Vater kennt er einen Auszählreim. Er möchte Thero eine Pause verschaffen. Dessen Handflächen sind gerötet. Er hatte Kokola bestimmt geholfen, den Sack zum Kornschacht hochzutragen.

„Kommt her!“ Armin winkt die beiden heran und tippt Thero auf die Brust:

„Ene bene dunke funke

rabe schnabe dippe dappe  
ulle pulle kasenappe  
ip ep aus  
und du bist raus.“

Sie betreten den dämmrigen Mühlenraum. An der Wendeltreppe lehnen zwei Getreidesäcke. Armin packt den vorderen am Kragen. Kokola schiebt von unten, bis Armin den Sack umklammert. „Die Dinger werden immer schwerer, diese Scheißdinger.“

Er tastet mit dem rechten Fuß nach der ersten Stufe, dann geht es die Treppe hoch. Sehen kann er nicht viel, der Sack versperrt ihm die Sicht. Thero ruft: „Achtzehn, siebzehn, sechzehn ...“

Plötzlich spürt Armin, dass er angeschoben wird. Er riskiert einen Blick schräg hinunter und sieht, dass Kokola ihm, und Thero wiederum Kokola die Hände ins Kreuz drückt.

„Hört auf mit dem Scheiß“, zischt er, „ich muss sonst lachen.“

„Noch sieben Stufen“, kommt von Thero, „wer Arbeit liebt, der aufwärts schwebt!“ Mit einem Ächzer nimmt Armin den nächsten Tritt. Kokola fängt an, ihn mit einer Hand in den Hüften zu kitzeln. „Die Engel warten schon“. Armin perlt der Schweiß von der Stirn. Gerade noch rechtzeitig kann er den Fuß auf die nächste Treppenstufe setzen. „Zwei, eins, null“, hört er Thero, „geschafft!“

„Ihr Idioten! Fast wäre ich auf die Schnauze geflogen, durch eure Scheiß-Schieberei!“ Sie lachen ihn an. Wehrlos grinst Armin zurück.

Das Getreide in den Mahlschacht zu kippen, ist die leichtere Übung. Die beiden Helfer fassen auf beiden Seiten mit an. Gemeinsam leeren sie den Sack über die Kante des Trichters. Thero steckt seinen Kopf in die Schachttöffnung, aus der ihn plötzlich eine Staubwolke einhüllt. Hustend wendet er sich zur Seite. Armin wischt sich mit dem Ärmel über das

klebrige Gesicht und lehnt sich an das Geländer. Seine beiden Freunde steigen hinunter und kuppeln die Mahlsteine ein.

Thero beobachtet, wie das Mehl zwischen den Steinen hervortritt, reibt es zwischen den Fingern und riecht daran. Er läuft die Wendeltreppe hinauf und blickt in den sich langsam entleerenden Schacht, dann geht es wieder hinunter. Die Mühle hat ihn in ihren Bann gezogen.

Der nächste Sack gehört Thero. Kokola zeigt auf ihn und grinst mit erhobenem Daumen. Armin erhebt sich.

„Nicht doch! Lasst mich das selber machen!“ Ohne Hilfe zieht Thero den Getreidesack ein beträchtliches Stück hoch vor die Brust.

„Jetzt!“ Armin und Kokola fassen unten an der Naht zu. „Hoch damit!“ Mit seinen langen Armen umklammert Thero den Sack. Flach atmend zischt er wie ein Dampfkessel, seine Ohren leuchten rot, als er mit der Unterstützung seiner Freunde die Wendeltreppe hochsteigt.

Mit leuchtenden Augen steht er schließlich am Schacht. Die Körner rauschen in die Tiefe. Puff! Diesmal verhüllt die Wolke die ganze Plattform. Armin tastet sich zum Geländer.

Langsam wird die Sicht wieder frei. Thero ist nicht mehr da. „Thero!“ Keine Antwort. „Thero!“, ruft Armin laut. Unten kuppelt das Getriebe ein. Die Mahlsteine fangen an, sich gegenläufig zu bewegen. Ein Sack ist aufgespannt und Mehl rieselt hinein. Doch steht niemand dabei, der die Mühle in Gang gesetzt hat. Der Raum ist leer. Schwindel ergreift Armin. Ihm ist, als verlöre er den Boden unter den Füßen und stürze eine endlose Wendeltreppe hinunter. „Thero! Thero! Wo bist du?“, hört er seine Stimme hallen.

Da spürt er Kokolas Hand auf seinem Arm. Wie aus dem Nichts heraus erscheint auf einmal der Verlorengeslaubte, steht an den Mahlsteinen und reibt das Mehl zwischen den Fingern.

Armin hatte sich zutiefst erschrocken. In der Staubwolke hätte Thero ja die Treppe hinunterfallen können. Mit zitterigen Knien folgt er Kokola hi-

nunter. Sie setzen sich auf Getreidesäcke.

Als Theros Korn gemahlen ist, nickt Kokola mit erhobenen Daumen. Er stemmt die Hände auf die Oberschenkel, erhebt sich und deutet das Zubinden der Säcke an.

Armin stutzt. Vor ihm auf dem Boden liegt ein Seilstück mit zwei Knoten. Ist das nicht die Fessel, die er Thero von den Handgelenken geschnitten hatte? Es ist genau die gleiche Art Seil, mit der er ihn in den Hügeln gefunden hatte. Es ist durchtrennt, der Knoten nicht gelöst.

Armin hält dem Müller das verknotete Seilstück entgegen. Der zuckt mit den Schultern, nimmt es ihm aus der Hand und steckt es in die Hosentasche. Er zeigt auf die Wand, an der neue Stricke hängen.

Armin beschleicht ein seltsames Gefühl. Sollte Kokola etwas mit der Sache zu tun haben? Hatte er sie damals beobachtet? Sein Freund ist ihm ein Rätsel, obwohl er ihn so lange kennt. Manchen im Dorfe gilt die Mühle als verhexter Ort. Es wird gemunkelt, dort geschähen dunkle Künste. An Neumonden entstünde um Mitternacht ein Sturm, und anstelle der Tuchsegel flechten sich Steppengeister in die wild kreisenden Flügelgerippe. Nach Ablauf einer Stunde trete eine große Echse aus einer tiefen Höhle, deren Eingang niemand kenne und vertreibe den Spuk mit seiner blauen Zunge.

Armin fragte sich schon, warum nach seinen Besuchen bei Kokola so oft etwas Unerwartetes in seinem Leben passierte, wie das Erscheinen des Dorfbockes auf der Wiese hinter dem Klohäuschen. Er kann seinen Freund nie einschätzen, doch mag er ihn nicht missen. Aber jetzt ist nicht die Zeit, Fragen zu stellen. Thero soll seinen Sack Mehl bekommen. Armin steht auf und nimmt ein unbenutztes Seil vom Haken.

Einer rafft den Kragen zusammen, der andere schlägt den Strick mehrmals herum und macht einen festen Knoten. Sie stellen die Säcke auf die Mauer.

„Hei!“ Die drei klopfen sich gegenseitig auf die Schultern. Mit erhobenem Daumen zeigt Kokola auf Thero. Es folgen ein kurzer Händedruck

und ein anerkennender Blick.

Der Müller verschwindet in der Mühle. Thero und Armin nehmen wieder auf der Rundmauer Platz. Der Steppenwind trocknet schnell ihre verschwitzten Hemden, und bald ist die Arbeit vergessen.

Kokola bringt drei Flaschen Bier. Sie prostern sich zu, lehnen sich zurück und strecken die Beine aus. Ihre Blicke schweifen in die Ferne. Schweigend geht jeder seinen Gedanken nach.

Der Müller summt die Melodie eines alten Liedes, das Armins Mutter sang, als er noch auf ihrem Schoß saß.

„Backe backe Kuchen, der Bäcker hat gerufen ...“

Das Scharren und Schnauben von Kokolas Schimmel ist zu hören. Sie sehen, wie der Hengst den Hügel hinab in Richtung Hohental galoppiert. Aus dem Gras vor ihnen taucht ein Kaninchen auf und flitzt gen Tiefenberg. Armins Herz klopft heftig, als Anja mit ihrem sanften Wesen und ihrem klaren Blick in seinem Geiste erscheint. Über der Mühle fliegt ein Adler. Man könnte vermuten, dass er es auf das Kaninchen abgesehen hätte, doch gewinnt er immer mehr an Höhe und schwenkt Richtung Kadikla ab. Der Adler dort oben, das muss Theros Sehnsucht nach Anja sein.

Für Armin passiert das alles wie in einem Tagtraum. Doch irgendetwas zwickt ihn in der Hose, vermutlich ein Kornspelz. Er nimmt den Hintern hoch, um sich zu kratzen, und damit ist der Zauber verflogen.

Die Freunde leeren ihre Flaschen. Armin bemerkt die Verwunderung in Theros Augen, doch bringt selber kein Wort heraus.

Was sollte er auch sagen? Vielleicht war das alles ja nur wieder seiner lebendigen Fantasie entsprungen. „Mein Träumer“, nennt ihn seine geliebte Anja dann immer. Tja, so sind die Frauen. Gut, hier ein paar Mitträumer zu haben.

Kokola kommt mit dem Handwagen zurück. Armin und Thero bereiten sich auf den Heimweg vor.

## Der Bollerwagen

Steil wie die Schanzen, von denen Skispringer zum Flug abheben ist der Mühlenanstieg, nur länger. Armin hat die Zugstange des Bollerwagens zurückgeklappt, um damit zu lenken. Thero pflanzt sich rückwärts auf das Wägelchen und hält sich an den Seitenbrettern fest.

Mit ganzer Kraft stemmt Kokola den Bollerwagen nach vorn. Knirschend und quietschend setzt sich das mit Säcken schwer beladene Vehikel in Bewegung.

Armins ganze Aufmerksamkeit konzentriert sich auf das Steuern. Mehr als einmal hatten sich die Räder durch eine Unebenheit quer gestellt und der Wagen war umgekippt. Das soll diesmal nicht passieren, denn Thero ist dabei!

Sie rattern den Berg hinunter und werden immer schneller. „Jaaah!“, schreit Armin. „Hilfe!“, ruft Thero.

Mit Karacho erreichen sie den flachen Auslauf, durch das Gewicht der Mehlsäcke rollen sie lange weiter. Stille. Sie sitzen Rücken an Rücken auf dem Bollerwagen, reglos inmitten der Steppe. Sanft streicht der Wind über sie hinweg.

Es dauert eine Weile, bis Armin aus der polternden Fahrt erwacht. Nach und nach vernimmt er wieder das Vogelgezwitscher, das Zirpen der Grillen, das Knistern des Grases.

Als Armin merkt, dass sein Gefährte sich bewegt, klappt er die Zugstange nach vorn. „Na, dann woll'n wir mal“.

Sie steigen ab und zupfen ihre Kleidung zurecht. Thero schüttelt den Kopf.

Ihr Blick geht zur Mühle. Zum Abschied grüßt sie die beiden mit ihren

munter kreisenden, bunten Segeln. Kokola ist nicht zu sehen. Plötzlich erreicht sie ein Wiehern, ein Schnauben, ein helles Lachen von der Rückseite des weißen Turmes, eine Frauenstimme und fröhliches Gelächter. Thero schaut verdattert, Armin grinst ihn an.

Sie ziehen den Handwagen gemeinsam, jeder hat eine Seite des Griffs gefasst. Ab und zu wechseln sie, um den anderen Arm zu beschäftigen. Mit geeinten Kräften geht es durch die Sommerluft, zurück nach Tiefenberg.

Eine Weile später merkt Armin, dass er stärker ziehen muss. Thero geht gebeugt, den Kopf gesenkt.

„Thero, an was denkst du?“

„Ich denke an Sandra und wie wir zusammenkommen könnten. Ich glaube, das ist nicht ganz einfach. Ich weiß überhaupt nicht, was ich machen soll“, sagt er leise.

„Machs dir nicht schwerer, als es ist. Letzten Endes ist die Liebe einfach. Manche Weiber warten auf ein deutliches Signal. Auf deine Hand, die nach ihnen greift oder auf deine schönen Augen, in die sie blicken wollen.“ Armin nickt ihm zu. „Nur Mut!“ Das ist wohl immer das Schwierigste, denkt er für sich.

„Muss mal sehen, wie ich das hinkriege. Vielleicht mit einem Sack Mehl.“ Thero lächelt zaghaft.

„Du wärst vielleicht der Erste, der es mit Mehl versucht. Es sei denn, das ist schon Kokolas Masche. Der hat ja genug davon. Soviel ich weiß, ist er recht erfolgreich.“ Aber es hält nie lange, behält er wieder für sich. Tatsächlich macht sich Armin Sorgen um seinen sprachlosen Freund.

In sich versunken geht Thero seine Spur. In der Liebe braucht er einen langen Anlauf im Unterschied zu den Landkindern. In der Steppe sind die Gefühle einfach und stark. Die Liebenden zieht es zusammen, und dazwischen gibt es keine Mauern. Die Herzen sprechen klar. Man findet

sich zwischen den Hügeln im Gras und ist frei wie die Lerchen.

Bald tauchen in der Ferne die Häuser Tiefenbergs auf. Armin steht der Sinn nach einem ordentlichen Mahl. Er freut sich auf das Abendessen. Anja hat bestimmt etwas Leckeres auf dem Herd stehen.

Viel Glück!

Armin, Anja und Thero lassen den Sonntag auf der Gartenbank bei einem Glas Rotwein ausklingen.

Es sei kein Problem, erst am Montagnachmittag im Verlag zu erscheinen, erklärt Thero. Er arbeite des Öfteren zu Hause. Auf dem Rückweg ginge er dann direkt zur Redaktion, mit Handwagen und Mehlsack darauf. Wahrscheinlich wunderten sie sich und guckten komisch, sagten aber wie immer nichts. Er würde sich für den Tag abmelden, die Akten auf den Bollerwagen laden und alles nach Hause ziehen, und auf dem Nachhauseweg im WEISSEN DROMEDAR für einen Kaffee einkehren. Er schaut zu Armin, sagt aber nichts weiter, weil Anja dabei ist. Der zwinkert ihm zu, Thero lächelt.

Ob Sandra ahnen würde, dass der Mehlsack für sie bestimmt ist? Da sie ein kluges Mädchen ist, würde sie merken, dass sich etwas ganz Besonderes anbahnt.

Thero ist dabei, das Netz der Liebe zu knüpfen, das entnimmt Armin seiner entschlossenen Miene. Beim nächsten Gang nach Kadikla würde er den neuesten Stand der Geschichte erfahren. Thero ist verliebt, der Gute. Möge ein heller Stern seines Weges leuchten. In der Stadt gibt es diese Gaslichter, an Masten aufgehängt. Sie werden angezündet, wenn es Nacht wird und die Menschen ruhen sollten. Die Dinger blenden so stark, dass man den Sternenhimmel nicht mehr sieht.

## Wandlung

Am Abend vor seiner Abreise liegt Thero Grüner im Bett. Er fühlt sich elend. Morgen muss er sich wieder auf den Heimweg nach Kadikla machen. Er hat keine Lust dazu. Er mag seine Heimatstadt nicht. Innerlich kämpft er mit Erinnerungen aus seiner Jugendzeit. Erlittene Demütigungen und daraus folgende Ängste kann er nicht vergessen.

Weit ist seine Seele geflogen. Durch die Steppe, mit Armin und Anja und mit Kokola. Weit ist er gegangen und hat in der Ferne seine Liebe zu Sandra umso stärker gespürt. Nun kehrt er an den Ort zurück, den er als feindlich empfindet, an dem er nur in Träumen überleben kann. Der Redaktionsschreibtisch, der ihn zu halbweisen Geschichten und süßlich formulierten Gefälligkeiten gegenüber den Obrigkeiten verpflichtet, ist ihm ein Gräuel. Weg will er aus der Stadt, hin zu Sandra zieht es ihn.

Das Herz ist ihm schwer von Fragen. Würde sie mit ihm fortgehen? Wie würde sie antworten, wenn er ihr seine Liebe gestände? Voll süßer Gefühle in seinen bitteren Knochen und mit einem Funken Hoffnung, dem aufkeimenden Wunsch nach einem neuen Leben in der Freiheit des Graslandes, drifftet er in einen leichten Schlaf.

Er sieht das hohe Mietshaus seiner Kindheit und steigt die enge Treppe zu einer Dachwohnung hinauf. In einem voluminösen Sessel sitzt sein Vater, auf dem Schoß eine zierliche Blondine mit steifer Frisur und knallroten Lippen. Der Anblick ekelt ihn an. Dies ist nicht seine Heimat, er muss weiterziehen. Er weiß nicht wohin. Er weiß nicht, was der nächste Tag bringen wird.

Er hat Angst. Er schwimmt in Angst. Sein ganzer Körper ist durchsetzt von ihrem ätzenden Nebel, bis in die Fingerspitzen und darüber hinaus.

Unter ihm öffnet sich ein dunkler, bodenloser Schacht. Er fällt eine halbe Ewigkeit, bis enger werdende Wände seinen Sturz einfangen. Die Geräusche eines riesigen Mühlgetriebes kommen näher, das ihn in sich hineinzieht, um ihn zu Staub zu zermahlen. Er verliert die Besinnung.

Ausgestreckt auf festem Grund erwacht Thero Grüner in einer Welt der Stille. Über sich sieht er ein kleines, kreisrundes Licht. Es scheint weit entfernt zu sein.

Er betastet den Boden. Kühle Erde. Links neben ihm eine Spalte, in der Wasser steht. Er streckt seine Arme aus, berührt feuchte, glatte Steine, eine kreisrunde Wand. Allmählich wird ihm bewusst, dass er sich auf dem Boden eines versiegten Brunnens befindet. Das Licht der Brunnenöffnung leuchtet weit oben. Er liegt regungslos. Es ist alles gut, wie es ist. Es obliegt ihm nicht, das Leben zu bewegen. Wie ein Kranker, dessen Körper heilt und dazu seine Zeit braucht, gibt er sich der Situation hin, die dunkle, kühle Ruhe genießend wie eine Echse.

Er fühlt sich sorglos, spürt seine eigene Schwere nicht mehr. Verwundert stellt er fest, dass er sich vom Grund des Brunnens gelöst hat und schwebt. Es wird um ihn herum heller, und mit einem alles durchdringenden Gefühl der Freude verwandelt sich die gemauerte Brunnenwand in einen Fächer mit unendlich vielen Farben und Klängen, die wechselnd durch die unzähligen Blätter laufen. Aufwärts trägt es ihn. In schwingender Freude steigt er über die Brunnenkrone und findet sich auf der Steppenerde wieder.

Er streckt die Arme aus, atmet tief ein und geht davon durch einen wogenden Ozean aus Gras, über Wellen hügelauflauf und hügelab, wandert in einem milden Licht, eins mit einem wundersamen Klang und empfindet tiefstes Glück. Er befindet sich inmitten einer goldenen Unendlichkeit.

Unerwartet knurrt sein Magen, es schmerzt ihn der Hunger. Er muss unbedingt etwas essen. Das Gras lädt ihn ein. Diese Halme sehen köstlich aus, wie kräftige Nahrung. Aber was sollten andere denken, wenn sie ihn sähen? Er schaut sich um. Niemand da. Er beugt sich nieder, rafft

eilig ein paar Halme zusammen und probiert die samentragenden Spitzen. Sie schmecken wunderbar.

Der Hunger und der Wohlgeschmack nehmen ihm jede Hemmung. Gierig stopft er die Gräser in sich hinein, geht immer ein Stück weiter, um den nächsten Büschel zu umgreifen. Schritt für Schritt verliert er sich in einen Taumel der Unersättlichkeit, in einer Fressgier.

Plötzlich fühlt er sich in der Bewegung gehemmt. Erschrocken stellt er fest, dass seine Handgelenke durch ein kurzes Seil verbunden sind. An sich hinunterblickend bemerkt er voller Entsetzen, dass sich seine Füße in Hufe verwandelt haben. Er ist im Begriff die Gestalt eines Ziegenbockes anzunehmen. Thero Grüners Traum gefriert an dieser Stelle. Panik hat ihn vollständig gelähmt und zur Statue erstarren lassen.

Von fern hört er jemanden rufen. Er versteht die Worte nicht, doch scheinen sie an ihn gerichtet zu sein. Die Stimme hat einen beruhigenden Klang und kommt langsam näher. Von rechts spürt er eine Bewegung und sieht in dem ihm geliebten, engen Blickfeld, eine Hand mit einer bläulich schimmernden Klinge auftauchen, die das fesselnde Seil durchtrennt. Seine Anspannung bricht zusammen, seine Beine versagen. Er spürt, dass er aufgefangen wird, bevor er auf den Boden aufzuschlagen droht.

## Bis bald

Armin entschließt sich, Thero bis zur Abzweigung nach Hohental zu begleiten. Auf dem Bollerwagen stapeln sich neben dem Mehlsack, Brot, Ziegenkäse und ein Kanister mit Wasser. Er werde es schon schaffen, meint Thero, bis zur Stadt führe der Weg durch eine Ebene. Er sagt nicht viel, scheint aber guter Stimmung zu sein. Nach dem Frühstück macht er sich reisefertig. Unerwartet zaubert er einen vergessenen Hut aus seinem Koffer und setzt ihn gleich auf. Anja drückt Thero herzlich

zum Abschied. Leise bedankt er sich für ihre Gastlichkeit.

Die beiden Männer begeben sich auf den Weg. Es ist neblig. In der undurchsichtigen, jedes Geräusch schluckenden Umgebung teilen sie sich den Handgriff der Zugstange.

„Wann wirst du kommen?“

„Mitte der nächsten Woche habe ich alles bereit und gehe zum Amt.“

Seine private Adresse und die des Verlages hatte Thero ihm inzwischen gegeben. Und dann gab es ja das Kaffeehaus ZUM WEISSEN DROMEDAR. Im Zweifelsfall fände er ihn dort.

Dumpf knirschen ihre Schritte im Sand. Hinter ihnen rumpelt leise der Handwagen. Es läuft sich gut zusammen. Trotz ihrer unterschiedlichen Größe haben sie einen gemeinsamen Gangrhythmus und ziehen mit gleicher Kraft. Armin schaut ihn heimlich von der Seite an. Thero hat sich geändert. Sein Gesicht zeigt kantigere Züge. In seinen Augen spiegelt sich die Weite des Graslandes.

Er blickt wieder auf seine Spur. Er hat einen anderen Thero als bei ihrer ersten Begegnung kennengelernt. Vor seinem inneren Auge erscheint, wie Thero entschlossen den Korn sack die Treppe hinaufträgt. Er ist doch ein ziemlich kräftiger Kerl. Sein Freund ist gar nicht so überirdisch und könnte ein echter Steppenjunge werden.

Da ist ja noch das Rätsel mit der Fessel. Seltsam. Das gehört wohl alles zusammen. Es bleibt spannend. Und sie haben viele gemeinsame Zeiten vor sich, um aufregende Geschichten zu erleben. Aber jetzt ist für Thero erst einmal die Liebe dran.

Sie erreichen die Weggabelung.

„Machs gut, mein Lieber. Komm gut heim. Und bis bald.“

Armin drückt seinen Freund kurz und fest an sich, und Thero tut es mit ihm ebenso.

„Bis nächste Woche, Armin.“

Thero zieht mit dem Wagen weiter in Richtung Stadt. Er dreht sich einmal kurz um und winkt. Dann verschwindet er im Nebel.

Langsam geht Armin zurück nach Tiefenberg. Die Vögel zwitschern unsichtbar und leise. Durch die Feuchtigkeit duftet das Gras stärker als sonst. Kühle Luft erfrischt seine Lungen und weitet seine Brust. Die Nebeltröpfchen auf seinem Gesicht erzählen ihm von Freiheit und Glück. Doch spürt er auch eine Traurigkeit in sich anklingen. Wohin er jetzt zurückgeht, ist seine Heimat nicht mehr.

- III -

## Scherben

Armin sitzt am Tisch in der Stube. Die Vorhänge bereiten ein dämmriges Licht. Vor ihm liegen ein paar Blätter beschriebenes Papier und vier glitzernde Figuren. In sich gekehrt ruht sein Blick.

Nachdem der Rasierspiegel auf dem stillen Örtchen zerborsten war, bewahrte er die zusammengekehrten Scherben in einer Schale auf der Anrichte im Schlafzimmer auf.

Er hatte es geliebt, sein Gesicht im Spiegel zu erforschen, jede kleine Einzelheit, jede Pore. Manchmal versuchte er sogar, in seine Ohren zu schauen.

Bedachtsam hat er mit dem Pfeifenstil die Spiegelscherben zusammengeschoben und vier Figuren entstehen lassen, die wie blinkende Buch-

staben einer geheimnisvollen Schrift, wie Zeichen einer Botschaft anmuten.

Tief versenkt er sich in die Scherbengebilde. Zu jedem dieser Lichtwerfenden Splitterspiegelwesen entsteht ein Gedicht.

Anja inzwischen hereingekommen und steht hinter ihm. Sie legt ihre Hand auf seine Schulter.

„Armin.“

Lange fallen ihre Blicke ineinander. Es öffnet sich ein Raum der bangen Ungewissheit ihrer gemeinsamen Zukunft.

## Vier Spiegel

### Nah mit mir

Jeder Spiegel ist eine Zauberwerkstatt. In ihm füllt sich das Nichts. Er zeigt mein Gesicht, wenn ich mich ihm zuwende. Er könnte uns die ganze Welt zeigen, wollte sie sich nur sehen.

Dieser gläserne Behälter des Nichts ist vorsichtig zu behandeln. Er sollte sicher aufbewahrt werden. Wie ihr schon wisst, habe ich das auf unserem stillen Örtchen gelernt. Sonst geht er irgendwann kaputt. Wenn man sehr mit sich selber beschäftigt ist, kann einen immer mal was anrennen. Vor Schreck lässt man dieses Nichtsgefäß dann fallen, und es zerspringt zu Scherben.

Deshalb ist es ratsam, sorgsam mit einem Spiegel umzugehen, so, wie mit anderen Gegenständen des Lebens, die uns kostbar sind. Wie mit einer silbernen Gabel mit einem verbogenen Zinken, einem Teelöffel-

chen in der Porzellantasse oder einem Fenster, durch das man noch nie geschaut hat und nicht weiß, was man erblicken wird. Vorsichtig eben, so wie man ein Kaleidoskop dreht und fürchtet, dass das nächste leuchtende Muster weniger schön sein könnte, als dasjenige, dessen Farben uns gerade erfreut haben. Seine farbigen Scherben sind vielleicht dein einst zerbrochenes Spiegelbild.

Und man sollte immer wieder in ihn hineinschauen, um das Nichts zu beschäftigen. Es darf sich nicht vernachlässigt vorkommen. Es zeigt sonst nicht mehr dein Gesicht, sondern spiegelt nur noch vor sich hin.

So, wie eine verblühende Blume ist auch ein einsamer Spiegel traurig. So wie sie ihre Blütenblätter verliert, zerfällt er nach einer Weile zu Scherben. Die liegen dann auf dem Boden wie Buchstaben und schreiben ein Wort, einen letzten Gruß oder aus Verzweiflung ein Schimpfwort. Gewöhnlich bleibt es ungelesen und wird achtlos weggekehrt.

Manchmal denke ich, es wohnt schon jemand im Spiegel. Oder er kann das Gesicht nicht vergessen, das er gesehen hat. Wie Theros, als er sich vor ihm rasierte. Und das taucht dann auf, wenn ich hineinschaue, wie ein Geist aus dem Nichts, der mir über die Schulter guckt.

Ich bin dir nah,  
mit dem strähnigen Haar  
und den blauen Augen,  
dessen gekrümmte Nase von hinten  
an meiner Schulter sich hält,  
somit ich bei dir bleibe,  
deinen Kopf umgreife,  
festhalte an mir.

Du blickst vor uns hin,

dein Warten verebbt,  
deine Augen füllen sich  
mit ruhendem Glanz.

## Ohne Ort

Man weiß nie, was einem geschieht, blickt man in einen Spiegel, dreht ein Kaleidoskop vor dem Auge, oder leiht einem Freund sein Ohr. Schaue ich in die schwarze Seite des Rasierspiegels, deren Glas auf dem Klo zersprang, tauche ich ins Ungewisse.

Doch halt mal! Ich merke, wie mich was aufregt! Ich will mich ja nicht beschweren, aber muss denn immer gleich alles kaputt gehen! Etwas solider gebaut wäre mein Rasierspiegel noch ganz. So ist das heutzutage. Damit man schnell wieder was Neues braucht und kauft, wird vieles zerbrechlicher hergestellt. Kaum ist man mit der Errungenschaft zu Hause, sind womöglich die Schrauben herausgefallen. Und das nur durch den Transport mit dem Bollerwagen auf dem Feldweg von Kadikla bis hierher.

Dass der Spiegel kaputt ist, macht mir wirklich was aus. Scheiß Dorfbock! Aber warum nehme ich den Spiegel auch mit aufs Klo. Hätte ich ihn im Schlafzimmer gelassen, wäre er noch heile. Mein Haus stößt der Dorfbock jedenfalls nicht um. Es sei denn, er hat Zauberkräfte wie Kalatra, was nie auszuschließen ist.

Nein, dass der Spiegelspaß vorbei ist, macht mir wirklich viel aus. Einen neuen zu kaufen, ist teuer, und ich bin kein reicher Mann! Die ganzen Ersparnisse sind für das Cabrio draufgegangen. Allerdings mit Anjas Einverständnis! Die heile Seite taugt noch zum Rasieren. Gott sei Dank.

Die schwarze Seite des kaputten Spiegels ist unheimlich. Ich schaue sie manchmal absichtlich an, als Mutprobe, weil danach gute Ideen kom-

men, wie auf dem Weg nach Hause, nachdem ich Kokola besucht habe.  
Um mir Mut zu machen, habe ich ein Gedicht geschrieben, mit meinen  
eigenen Zauberkräften.

Oh rette mich,  
so sprach ich zu mir selbst  
und schloss die Augen,  
als ich mich still besann.

Der schwarze Spiegel der mich in die Tiefe zieht,  
der nie vergisst und den ich zu vergessen flieh,  
ist dort bereit mich zu empfangen,  
so wie ich ward, so wie ich bin, so wie ich fall  
auf tiefen Brunnens Grund.

Und bin ich dort und lausche in das Dunkel,  
hinauf wo Zweige rauschen sanft mir zu,  
und in die Weite die so stille die so ferne,  
doch so nahe in mir meiner harrend ruht,  
bis hin zu meinem Herzen.

Und bleibe dort,  
wo alle Zeit ist wiegend Klang,  
mich tragend und mich bergend  
ohne Ort.

Ich öffne meine Augen,  
das Tiefe schauen haben sie gelernt,  
und in die Stille meines Wesens

tut sich nun kund was ewig leicht,  
als ein gefächert Farbenreigen,  
der mich umhüllt und aufwärts hebt,  
in nie zuvor erlebter Seligkeit.

Als neu geboren kann ich steigen,  
an Land und sacht und noch einmal,  
mein Leben liebend mich vereinen,  
mit jenen die dort unterm Baume weilen  
und teilen sich des Brunnens Trunk,  
aus Speis und Tanz und Lieb und Angst,  
dort draußen vor dem Tor.

Doch ruhe ich an seinem Stamm  
und fühl der Wurzel Strom,  
der kündigt von der Tiefe und ihrem hohen Dom,  
ein Sehnen fasst und trägt mich fort  
nach dieser tiefen Ruh,  
die wartet an der Quelle Grund,  
mich wiegend ohne Ort.

Mich blenden kann die schwarze Seite des Spiegels jedenfalls nicht. Das ist beruhigend. Ich könnte sie auch an mein Ohr halten und warten, bis sie aus dem Dunkel heraus zu mir spricht. Oder einen wunderbaren Gesang anstimmt, wie man ihn in den Hügeln im Norden hören kann. Dort, wo niemand wohnt.

## Im Rabenauge

Ich werde die schwarze Pappe bemalen. Des Nachts, bei hellem Mondschein, in der Scheune an der Werkbank, mit den vielen Farben des Kalestra, wie sie das Gewand des Direktors vom Steppenzirkus Art-Salak oder die bunten Flügel von Kokolas Mühle zeigen. Wie die farbigen Glasherben im Kaleidoskop, wenn ich es drehe und schön finde, was ich sehe. Nur in der Mitte würde eine kleine Fläche schwarz bleiben, wie eine Pupille, aber geformt wie die Gestalt eines Rabenvogels, der hoch oben fliegt.

Dort, wo der alte Rabe nach mir ruft  
und meiner Wahrheit Augenlicht,  
dort will ich sein und geh hinaus,  
hier drängt mich keines Menschen Sinn.

Vogelgleich löst sich mein Schatten,  
schwingt sich empor,  
segelt in einsamen Kreisen,  
besingend das kreisende All-Ein.

Fest greife ich ins hohe Gras  
und lausche seinem Lied,  
das er mit all denen singt,  
der Spiegel ward beschämt und blind,  
sodass sie sich nicht mehr erkannten,  
suchten des Traumes süße Spiegelfalten.

Es ruft herbei der alte Rabe

Wolken mit Schwert und grollend Klang,  
bald steh ich zitternd in dem hohen Grase,  
in Sturm und grellem Lichterschlag,  
die Wasser stürzen wild auf mich,  
und je durchfährt mich wilder Tanz.

Bis dass der Donnerhall verklingt  
und weiterzieht, doch immer noch  
fließen zwei Bäche über mein Gesicht,  
bis ich tief seufze, wieder hebe meinen Blick.  
Die Sonne funkelt an der Wolken Saum,  
strahlt neu und hell und heiß.

Ich wende meinen Blick zum Gras,  
das feucht und duftend mich besinnt,  
und sinke nieder.  
Der Steppenlandschaft wiegend Traum  
umfängt mich bergend als ein Kind.

### Farbengesang

Aus tiefem Schlaf erwachtest Du  
in der Verbannten dieser Erde einsam Haus,  
als meine Not berührte Deines Traumes Saum.

Als Knabe traf ich Dich dereinst in einem Buch,  
lebendig, farbenfroh und klug.

Ich hatte Dich in einem Bild entdeckt,  
du grüßtest mich mit Deines Zauberfächers Farben,  
fortan erlebten wir den Tag,  
als wäre alles unser Glück.

Kalastra! Du warst mein Freund,  
doch mehr als das:

Ich war Du selbst in meinem Traum,  
in meinem Traum, in meinen Träumen,  
in diesen Träumen lebtest Du wie Ich,  
als Ich und Du ein einig Leben,  
unendlich weites Fächerfarbenspielen.

Ich liebte Dich,  
weil Ich mit Dir das Leben lieben konnte,  
doch spürte Ich die Liebe erst,  
als sie Dich aus dem Buch verbannten,  
die Farben aus dem Bild verschwanden,  
durch dieses harte, kalte Schweigen,

durch all die Lebenszeit,  
bis hin zu meinem heut'gen Tage,  
durch all die Dauer, all das Warten

ging unser einig Leben weiter,  
wartend, schlafend, träumend,  
konnte nicht enden,  
nicht wieder beginnen.

Ewig und unendlich  
sind Du und Ich,  
sehe Ich Dich,  
vor mir, nicht weit,  
im Spiegel, vor mir  
nicht weit.

So sind wir ewig wirklich:  
Wenn wir uns erblicken,  
unsre Seelen sich erschauen  
und zueinander rücken,  
bis sie gemeinsam wiegend ruhn,

als geeinter Klang,  
zeitlos klingender Farbengesang.

## Des Nachts ist es meist ruhig

### Handlinien

Armin blickt in den verschleierte Himmel. Heute scheint ein sanftes Licht. Mitunter wird der Wolkenschleier durch die Sonne aufgehellte. Dann runzelt Armin die Stirn und kneift die Augen zusammen.

In der Stadt werden Sonnenbrillen verkauft. Er ist schon Stadtbewohnern begegnet, die diese dunklen Gläser bei Regenwetter tragen, vermutlich sogar in ihrer Wohnung.

Sieht er im Kaffeehaus ZUM WEISSEN DROMEDAR ein solcherart bebrilltes Wesen, schaut er zur Seite hin, auf die abgewetzten Dielen. Es kommt ihm vor, als ob sie sich hinter der dunklen Augenbedeckung verbergen. Vielleicht verstecken diese Menschen ja ihre verweinten Augen, über die Gründe aber schweigen sie. Es muss ihnen Schreckliches zugestoßen sein.

Heute tut ihm der verschleierte Himmel gut, denn er leuchtet sanft. Ja, es erinnert ihn an den Tag, an dem seine Mutter starb. Das Licht ist ein geistiges, die Zeit scheint still zu stehen.

Man kann nicht schnell gehen, wenn die Mutter gestorben ist. Meist sitzt man schweigend da, und was sich im Innern bewegt, genügt. Schaut man in die Welt, gehen die Leute hin und her, und weil sie handeln müssen, beeilen sie sich dabei. Oder sie scheinen zu warten, wie auf einen Bus.

Ja, dieses Licht erinnert ihn an seine Mutter. Er schaut hinauf in den Himmel, der ihn so warm bescheint. Für eine kleine Ewigkeit bleibt er stehen. Dann wandert er weiter, auf dem Pfad durch die Steppe, wie in einer der Furchen ihrer alten Hand.

## Der alte Artist

Es war meines Vaters Wunsch, bei meiner Schwester Sabina zu wohnen, denn er mag sie und sie ihn auch. Dort sitzt er in seinem Sessel, den ganzen Tag. Er steht nur ab und zu auf, um zum Klohäuschen zu schlurfen. Das ist sein Leben. So sitzt er da und ist zufrieden. Er schaut aus seinem Sessel in die Welt und hört dem Gezwitscher der Vögel zu, was man gut versteht. Denn die Vöglein künden ihm ein Leben ohne Last. Sie fliegen hin und her und singen ihm ein Lied. Wenn er entsprechend gut hören kann. Manchmal weiß man das nicht so genau.

Manches scheint er nicht zu verstehen, oder sein Gesicht zeigt es nicht. Dann aber wird er plötzlich unwirsch, wenn etwas passiert, ohne dass er gefragt wurde, und es anders läuft als nach seinem Bilde. Die Vögel scheinen ihn jedenfalls nicht aufzuregen. Das ist gut so.

Mein Vater war im Krieg. Er ist weit gegangen, durch das eigene Land und hinein in andere Länder. Zu Fuß. Und er ist zurückgekommen. Und dann hat er nichts erzählt. Nichts löste seine Zunge. Sein Hals war verstopft. Und ist es noch immer.

Männer, die in den Krieg ziehen, sind Schwertschlucker. Es ist eben eine gefährliche Angelegenheit, das Schwertschlucken. Vor allem, wenn Machtmenschen dir das scharfe Metall hineinschieben. Zuerst bringen sie dich dazu, den Mund aufzumachen, mit der Versicherung, dass ihnen deine Meinung wichtig sei. Dann sagen sie, dass es dir der Himmel danken werde, wenn du bei ihnen mitmachst. Du schaust nach oben. Und in diesem Moment schieben sie dir das Schwert in den ahnungslos offenen Rachen. Die Spitze berührt den Boden deines Magens, und

oben ragt der Griff wie ein Kreuz zwischen deinen Zähnen heraus. Von jetzt an ist jede Bewegung für dich gefährlich, denn der Magen könnte durch die Klinge verletzt werden. Ebenso die Speiseröhre, gar die Kehle und der ganze Mund. Sprechen kannst du auch nicht mehr. So wirst du in Besitz genommen.

Und schreitest in ferne Länder, den Blick in die Wolken, mit offenem Mund, trägst das Kreuz voran, tastenden Fußes. Du fühlst dich innerlich steif, aber das Metall hat sich langsam erwärmt und deine Körpertemperatur erreicht, du spürst es bald nicht mehr als einen Fremdkörper. Und nach einiger Zeit denkst du, dies sei dein normaler Zustand, und du lachst sogar wieder. Ja, du kannst, findest du, vor lauter Lachen deinen Mund gar nicht schließen und merkst nicht mehr, dass der Schwertgriff ihn offen hält. So gehst du weiter und lachst vor dich hin, ständig, und deine Kameraden lachen ebenfalls. Du wanderst zwischen den Toten herum und zwischen den zerstörten Dörfern und lachst in den Himmel. Und wenn es kracht, und blitzt und schreit, dann lachst du auch. Du kommst aus dem Lachen gar nicht mehr heraus. Ohne dich selbst zu verletzen. Und wenn dich dann die Kugel trifft und du hintenüber fällst, schlitzt dich das Schwert von innen auf und nagelt dich auf dem Boden fest. Und der Schwertgriff schaut aus deinem lachend erstarrten Mund wie ein Grabkreuz. Deine Augen blicken nun geradeaus in den Himmel.

Meinen Vater hat die Kugel nicht erwischt. Sonst säße er nicht in seinem Sessel. Vermutlich hat er einigen anderen zum Ehrengrab verholzen, dort am Wolgastrand. Wie auch immer, die Steppe schweigt.

Seitdem er zurück ist, besteht er darauf, Schuhwerk von verschiedenen Paaren zu tragen. So sitzt er im Sessel mit den Tretern, die nicht zueinander passen und sagt nichts. Vielleicht hat er ja noch das Schwert im Hals. Aber der Mund ist zu. Der Griff ist wohl abgebrochen. Der Mund

ist jedenfalls zu, und wird so schnell nicht geöffnet. Bewegen tut sich mein Vater auch nicht viel. Vielleicht, um eine Verletzung durch die Schwertklinge zu vermeiden. Wer weiß. Jedenfalls braucht er sich in dem Zustand nicht zu bewegen. Der Sessel hält ihn.

Als mein Vater jung war, wollte er Artist werden, als Schwertschlucker zum Zirkus gehen. Das war sein Traum.

Wir warten darauf, dass der alte Artist das Schwert wieder herauszieht, aus seinem Hals, und wir endlich Beifall spenden können und „großartig!“, rufen dürfen. Schon lange halten wir den Atem für den begeisterten Aufschrei zurück und wären regelrecht erlöst, wenn er das Metall herausziehen würde. Danach gäbe es ein großes Fest zu Ehren aller Schwertschlucker auf dieser Welt.

Mein Vater sitzt im Sessel und lauscht den Piepmätzen. Und das ist wichtiger als alles andere. Es sei ihm gegönnt. Eines Tages wird er seinen Mund öffnen. Und dann wird eine ganze Schar dieser Vögelchen kommen, über ihm schweben, mit ihren Schnäbeln in seinen Mund ragen, die alte Klinge mit vereintem Flügelschlagen aus seinem Körper ziehen und damit davonfliegen, im Himmel über der Steppe verschwinden und sie irgendwo in einen Vulkanschlund fallenlassen, wo sie sich zischend mit der glühenden Lava vereinen und in ihre Bestandteile auflösen wird. Und dann wird der alte Artist seinen Mund zuklappen und die Augen auch.

## Abschied von Gero

### Das Wrack

Armin hockt vor der heranrollenden Brandung. Die Knie umschlungen, blickt er in den Sand. Doch findet er keine Ruhe. Er steht auf.

Vom kräftigen Wind lässt er sich auf ein Schiffswrack in der Ferne zutreiben, es wird langsam größer.

Gero, sein Freund aus Kindertagen, wurde Matrose. Das Reisebündel über der Schulter, verkündete er: „Ich fahre zur See. Lebt wohl! Ich werde euch schreiben, wie es ist.“ Und ging davon, zu Fuß nach Hohental, von dort mit dem Überlandbus drei Tage in die große Hafenstadt, um anzuheuern.

Gero hat geschrieben. Seine kleine Schwester lief, die Wangen rot, den zerknitterten Brief hoch in der Hand, durchs Dorf: „Post von Gero! Post von Gero!“

Bald darauf saßen sie in der Stube seines kleinen Elternhauses beisammen. Die Schwester las vor. Mit aufmerksam gesenkten Köpfen hörten sie zu. Seine Mutter bedeckte die Augen halb mit der Hand, die andere hielt ein besticktes Taschentuch. Sein Vater stand aufrecht neben ihr, die rechte Hand auf ihrer Schulter, die linke mit drei Fingerspitzen auf der Tischplatte abgestützt.

Sie hörten von fernen Ländern und fremden Völkern, von lieben Mädels und süßen Früchten, die sie niemals essen würden, aber auch von Stür-

men und harter Arbeit. Und immer wieder: „Macht euch keine Sorgen. Es geht mir gut. Ich denke an euch. Ich komme wieder!“

Bis eines Tages die Briefe ausblieben. Stattdessen ging die Frage im Dorfe umher: „Unser Gero – wie mag es ihm wohl gehen?“ Und man senkte den Blick. Eines Tages kam der Vater zu Armin und bat ihn, einen Brief an das Hafenamt in der großen Stadt zu schreiben: „Wisst ihr was über unseren Sohn Gero? Wir machen uns Sorgen“. Eine Antwort haben sie nie erhalten.

Armin tritt an das Wrack heran, an diesen einst stolzen, hölzernen Segler, dessen Mast auf halber Höhe weggesplittert ist, das löchrige Deck in Schräglage.

Durch die Lücken zwischen den Planken späht er in das dämmrige Innere. Es knarrt und wispert.

„Gero?“

Kein vertrautes „Hallo Armin!“, schallt aus dem düsteren Gerippe, kein Lachen, kein Schluchzen. Kein Fußabdruck von ihm, kein Taschentuch, keine Mütze. Nur Sand, spärlich Gras und ein paar Schnecken auf morderndem Holz.

Auf der zerbrochenen Takelage sitzen Möwen. Darunter schichtet sich ihr Dreck. Sie fliegen zum Fischen hinaus, ruhen oder schwatzen. Das Wrack ist ihr Heim.

Armin wendet sich ab. Die Schultern eingezogen, die Hände in den Hosentaschen, den Blick dorthin gerichtet, wo er seine Spur tritt.

## Heimat

Armin ist sich seltsam gewiss, dass er seinem Jugendfreund gegenübersteht. Doch statt der verschlissenen hellen Hose und dem ständig offenen Hemd trägt Gero ein ordentliches, braunes Beinkleid, das ihm bis über die Knie reicht und von Hosenträgern aus geprägtem Leder gehalten wird. Sein kleines Bäuchlein spannt eine weiße Bluse, die blonden Locken spielen auf seiner Stirn und verstecken seine Ohren. Gero steht am Wegesrand im Gras, das er nur knapp überragt.

„Ach, hier bist du gelandet, mein lieber Gero, zurückgekehrt vom fernen Meer in deine Steppenheimat?“

„Ja, ich bin's, zweifellos. Wer sonst? Und zweimal sage ich es auch nicht! Das wäre sonst Verrat!“

„Verrat?“

„Weil ich dann nicht mehr an mich glauben würde, in all dieser Einsamkeit. Es ist mühsam, sich im Gras nicht zu verlieren. Das ist wie auf dem großen Ozean zwischen den unzähligen Wellenkämmen. Dort kann man nämlich leicht ertrinken.“

„Aha. Mag sein. Ich nehme einfach mal an, dass du recht hast. Ich muss ja auch nicht alles verstehen, nicht hier und nicht in diesem Augenblick.“

Ach, lieber Gero, ich freue mich sehr, dich hier zu treffen. Es ist ja sowieso ein Wunder, hier jemandem zu begegnen, der kaum höher als ein Grashalm ist, in dieser weiten Steppe. Das ist ja, als ob man zufällig auf ein Kaninchen tritt, und die laufen immer rechtzeitig vorher weg. Man sieht sie dann nur in der Ferne und das eigentlich auch nicht wirklich, sondern nur, weil sich dort die Grasspitzen bewegen. Vielleicht ist das aber auch gar nicht ein Kaninchen, sondern etwas anderes. Es gibt Leute, die fangen sie mit Fallen, aber das ist nicht meine Sache. Ich poliere lieber den Lack meines Cabrios und spiegele mich darin, wenn die Son-

ne scheint.“

„Alle Achtung! Du hast also ein Cabrio! So ein Auto, in dem man beim Fahren an der frischen Luft sitzt. Dürfte ich es mir mal ansehen? Könnten wir damit vielleicht sogar mal einen Ausflug machen, durch das wogende Gras bis zum Horizont? Wir könnten dort eine Kurve fahren und wieder zurückkommen. Die ganze Zeit würden unsere Haare im Wind wehen. Außerdem würde ich dann mal das Gras von oben sehen, vom Autositz aus, wie die Wellen auf dem Meer von einem Segelschiff. Dass ich die Steppe nie von oben sehen kann, vermisse ich sehr. Es gibt hier nämlich nichts wirklich hohes, keinen Baum, keinen Strauch, keinen Ameisenhaufen, auf den ich mal steigen könnte. Und die Grashalme knicken um, wenn ich an ihnen hochklettern will.“

„Na, so klein bist du doch auch nicht. Jedenfalls nicht kleiner, als so ein Halm. Aber wenn du mal Ausschau halten willst, ich könnte dich ja mal hochnehmen.“

„Das wäre wunderschön!“ Voller Freude strahlt Gero über das ganze Gesicht, als hätte Armin vorgeschlagen, was er sich schon sein Leben lang wünschte. Er streckt ihm die Arme entgegen.

Armin nimmt ihn hoch, sodass er auf seinem Unterarm sitzt. Gero zeigt mit dem ausgestreckten Finger über das Land und rundherum in die weite Steppe.

„Alles Gras, alles, alles Gras.“

„Na, noch eine Etage höher?“

Geros kastanienbraune Augen leuchten auf.

„Na klar!“ Armin setzt ihn auf seine Schultern. Gero hält sich mit beiden Händen an seiner Stirn fest, Armin umgreift seine Füße. Wieder drehen sie sich im Kreis.

„Juchhuh! Ist das schön! Gehen wir ein Stück?“

„Na klar!“

Nach einer Weile des Wanderns wird es still. Gero ist in sich zusammengesunken. Mit der Hand stützt Armin seinen kleinen Rücken. Er spürt Tränen, die seine Haare durchnässen und über seine Schultern in die trockene Steppenerde tropfen.

Armin trägt Gero dorthin, wo die Sonne den Tag beenden würde. Dort entlang, wo der geschwungene Weg immer schmaler wird und zwischen den Hügeln verschwindet.

## Nachtreiter

Sie stoßen in den grenzenlosen Raum der Steppe vor, unter der Kuppel des ewigen Sternenzeltes, die silberne Scheibe des Mondes darin rund und hell strahlend.

Brodelnder Fahrtwind drückt ihnen die Stirn nach hinten, vorgeschoben das Kinn, ihre Pupillen reichen knapp über das untere Augenlid. Schnell ist die Fahrt!

Ein scharfer, warmer Südwind bläst, flach wellt das Grasmeer. Dunkel türmen sich Wolken über einem gezackten Gebirge, das sie nie erreichen würden, denn vorher wollen sie eine Kurve fahren, mit hohem Tempo, um zurückzubaufen.

Sie sind im Vorwärtsgang, im Vorwärtsdrang, haben die Fahrt erst begonnen, erleben diesen geflügelten Ritt, diese Jagd, diesen Flug, der Armins volle Konzentration abverlangt, hinein in die Wagenspuren direkt vor ihnen, mit dem Röcheln der Drosselklappen, dem Singen der Maschine, dem Krachen der Karosse, dem Schleifen der Gräser an den Wagenflanken. Im Fortissimo dieses Orchesters jagen sie durch die Steppennacht.

Der kleine Gero zieht sich am Griff über dem Handschuhfach empor wie ein Wasserskifahrer. Wild ist sein Blick, wie Sonnen leuchten seine Au-

gen, weiß treten die Knöchel seiner Finger hervor.

Armin wirft einen Blick zur Seite, dorthin, wo das silberne Gras der Steppe steht, weiter Entferntes beobachtet die Nachtreiter aufmerksam, bei ihrem entfesselten Ritt in den Sätteln des Cabrios, dessen Lack dunkelfarbig schimmert, dunkelrot, dunkelblau, dunkelgrün. Auf dem im Sternenglanz glitzernden, dahinrasenden Blechvehikel wirft das Mondlicht spiegelnde Blitze.

Der Weg! Der Weg! Achtung! Das Steuer festhalten! Eine Kurve kommt auf sie zu, und sofort danach eine in der anderen Richtung. „Juchhuh!“, ruft der kleine Gero auf dem Sitz auf und ab federnd, „Juchhuh, wir fliegen!“, „Juchhuh, Juchhuh, wir fliegen, Juchhuuuuh!“

„Juchhuuh!“, stimmt Armin im aufsteigenden Glücksgefühl ein. „Juchhuuuuh!“ Und wieder geht es hinzu auf die schwarzen Wolkentürme in der Ferne.

Armin schaltet hoch in den dritten Gang, das Steuer ruckt hart in seinen Händen, der Motor antwortet mit tieferem Gesang. Sie verstummen. Der kleine Gero konzentriert sich auf den schwach erhellten Weg. Fest umgreift Armin das schüttelnde Lenkrad. Sein Atem stockt. Zu schnell! Runter vom Gas!

Und bald rollen sie fast geräuschlos dahin, schweben wie in einer bequemen Sänfte durch die Nacht, unter silbern leuchtendem Mond und den glitzernden Sternen, deren Licht das Gras wie das wallende Haar eines Geistes erscheinen lässt, durch das sie sanft dahingleiten wie ein Segelschiff über einen nächtlichen Ozean, als ob sie lautlos durch glitzernde Seide segeln, zeitlos gleiten, in unendlicher, schimmernder Stille.

Rumms! Ein Schlagloch befördert den kleinen Gero zurück auf den Sitz. Mit Mühe stellt Armin das ausschlagende Lenkrad wieder auf Kurs, ein Kaninchenbau.

Vor ihnen teilt sich der Weg. Wollen sie zurück nach Tiefenberg, heißt es, die lange Kurve links zu nehmen.

„Nein!“, ruft Gero. Doch mit ruhiger Gewissheit lenkt Armin den Wagen ein.

Wie in einem Kettenkarussell drängt sie die Fliehkraft in ihren Sitzen nach rechts. „Ja!“, ruft der kleine Gero, die Federn des Cabrios antworten quietschend.

„Ja!“, ruft Armin. Beide werfen ihre Oberkörper nach links, bis der Weg wieder geradeaus verläuft und die Fahrt leichter und sanfter wird.

Sie lachen sich an. Entspannt lehnen sie sich in die Sitzpolster und genießen die Rückfahrt. Friedvoll scheint das nächtliche Licht, der Rhythmus der wellenden Steppe wiegt ihr brummendes Stahlgeschöpf wie ein schlummerndes Kind, trägt es sanft auf dem Weg in seine Heimat und dort, dort in der Ferne tauchen gegen den tiefblauen Nachthimmel die Umrisse der Hütten von Tiefenberg auf, und dort, ein kleines, erleuchtetes Fenster.

Armin stellt den Motor ab. Geräuschlos rollen sie die letzten Meter auf ihr Dorf zu. Mit dem Restschwung der Fahrt rollt das Cabrio vor das Scheunentor.

„Pst!“, bedeutet Armin mit dem Zeigefinger auf den Lippen.

Gero hält sich die Hand vor den Mund, prustet aber kichernd durch die Nase.

„Du bleibst sitzen!“, flüstert Armin. Er steigt aus dem Wagen und geht leise zum Tor. Mal sehen, wozu das Tröpfchen Öl vom Nachmittag gut ist. Ohne einen Quietscher schwingt der Flügel auf!

„Du lenkst“, sagt Armin mit leiser Stimme.

Blitzartig rutscht Gero hinüber auf den Fahrersitz. Stolz und mit ernstem Gesicht umgreift er das Lenkrad mit seinen kleinen Händen. Armin schiebt das Cabrio an. Langsam bewegt es sich über den leise knisternen Sand aus dem hellen Mondschein in die dunkle Scheune. Dorthin, wo es seinen Platz hat, dort, wo nur ein schmaler Streifen des Nacht-

lichtes durch die Dachluke fällt.

„Möchtest du auf dem Rücksitz schlafen?“

Der kleine Steuermann schaut ihn mit großen Augen an und nickt.

Während er zwischen den Vordersitzen hindurch nach hinten schlüpfte, holt Armin ein flauschiges Handtuch. Er schlägt es wie eine Fahne in die Luft und lässt es sanft über Gero gleiten.

„Schlaf gut, mein kleiner Gero.“

Gero antwortet nicht mehr. Das Licht der Dachluke fällt auf seine verhüllte Gestalt und sein friedvolles Gesicht.

Eine Weile bleibt Armin stehen. Dann wendet er sich dem Scheunentor zu. Dunkel umrahmt erscheint im Licht der Nacht die schimmernde, weinbewachsene Wand des Wohnhauses. Regungslos die Blätter, wie ein Gemälde. Er zieht den Torflügel heran und klinkt ihn ein, verlässt den Schuppen und schließt leise das Tor von der anderen Seite.

Geheimnisvoll glimmen in der schwach erleuchteten Scheune die Formen des Cabrios. Die Kanten des Balkengerüsts zeichnen Lichtspuren, die aufwärts zum Dachfenster laufen, und von dort weiter in den unendlichen Sternenhimmel.

- VI -

Wenn der Tag anbricht

Blumentanz

Zur frühen Sommerzeit, wenn das Gras in seiner üppig gewachsenen, grünen Schönheit unter dem blauen Himmel steht, wandert Armin hinaus an einen Ort in den Bergen, an dem die Steppe ihren Blütenreichtum in besonderer Fülle versammelt, in das Blumental. Dort, fern des Dorfes Tiefenberg und seinen Verwaltungsaufgaben als Bürgermeister, ist er allein in der Weite mit seinen zarten, farbenfrohen Freunden. Der stetige Wind bewegt sie zu duftenden Wellen. Zu dieser Jahreszeit tanzt er dort den Blumentanz.

Nach früh begonnener Wanderung endlich angekommen, genießt Armin den Ausblick in die prachtvolle Blütenlandschaft, saugt ihren entgegenströmenden, lieblich aromatischen Duft ein, bevor er zur breiten Talsohle in das Blumenmeer hinabsteigt. Dort schaut er sich nach einem geeigneten Tanzboden um, einer sandigen, unbewachsenen Insel. Auf keinen Fall sollen sich die kleinen, bunten Freunde durch seine Bewegungen eingeschränkt fühlen. Eine freie Fläche, ungefähr mit drei Schritten zu durchmessen, reicht.

Hat er einen geeigneten Platz gefunden, begrüßt er einzeln die Blumen, kniet nieder, atmet den lockenden Duft ihrer Blüte ein und spricht:

Blume, Blume,  
wiege dich

Blume, Blume,  
drehe dich

Blume, Blume,

tanz mit mir

in die Freude

tanzen wir

Stirn und Blüte leicht berührend beschließen sie die Zeremonie. Bei solchem Andrang nimmt dieses Ritual einige Zeit in Anspruch, zumal es vorkommt, dass Armin eine Blume wiedererkennt und sich mit ihr über das Erlebte des vergangenen Jahres austauscht. Endlich sind alle tanzbereit.

Doch halt! Schau her! Mitten auf dem Tanzplatz nimmt ein Käfer ein Sonnenbad. Behutsam fasst Armin das kleine, glänzende Krabbeltierchen mit den Fingerspitzen und trägt es abseits des kommenden Geschehens ins Gras. Damit das Käferchen es sich weiter gut gehen lassen kann, setzt er es auf die sonnenbeschienene Seite eines Halms. Mit einem Wurm würde er es genauso machen, er will ja niemanden zertreten. Bedauerlicherweise ist es ihm nicht möglich, durch die Luft zu tanzen, wie ein Schmetterling.

Armin hebt den Blick. Die Sonne scheint. Ein paar Schäfchenwolken ziehen über das Himmelsblau. Die Vögel zwitschern, die warme Luft summt von Bienen und Hummeln. Es ist schönes Wetter. Tief lässt er den bezaubernden Duft des Blumentals in seine Lungen strömen und streckt die Arme aus. Es kann losgehen. Man wartet sicher schon auf ihn!

Armin stellt sich mitten auf die Sandinsel und blickt in die farbenprächtige, erwartungsvolle Blütenrunde. Er fängt an, langsam hin und her zu schwanken, wie ein Schiff, das seinen geschützten Ankerplatz verlassen

hat und von den Wogen des offenen Meeres bewegt wird. Sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen verlagernd, geht es hin und her, her und hin, und das fort und fort. Mit den Händen macht er Wellenbewegungen und singt: „La, la, la, ...“

So wiegt er sich im Tanze, und um nacheinander allen seinen bunten Freunden ein Gegenüber zu sein, dreht er sich dazu langsam im Kreise. Sie nicken ihm zu, wiegen sich im Wind und drehen Pirouetten, fort und fort, ohne sich je zu erschöpfen: Weil der Wind sie bewegt, aber das wissen nur wenige. Ohne des Himmelskindes luftiges Strömen tanzten sie nicht, und ohne die Blumen streifte es nicht über die Berge und durch die Täler. In der Steppe weht es fast immer. Das wird leicht vergessen. Den Blumen freilich ist es bewusst, wie auch dem Gras. Und der Wind weiß es sowieso.

Die kleinen Freunde schwanken sanft und drehen sich und singen. Jeder der Form und der Farbe seiner Blütenblätter nach, und so, wie ihm der Stängel gewachsen ist. Armin versucht es ihnen gleichzutun, bewegt den Kopf von Schulter zu Schulter und macht die Augen wie zwei schöne, braune Blüten weit auf: „La, la, la, ...“

Fast immer tanzen sie länger, als bis ein Wölkchen vorübergezogen ist. Ja, meistens über den halben Sonnenlauf. Oft vergisst Armin, dass er schwitzt, oder Hunger hat oder müde wird, denn sie wiegen und drehen sich zusammen in eine Freude, die kein Ende nimmt.

Erst am Abend, wenn die Sonne untergeht, und der Wind für ein Weilchen ruht, findet das schwingende, drehende und singende Miteinander sein Ende. Die Blumen senken ihre Köpfe und schließen ihre Blüten für die Nacht.

Armin lässt seine Bewegungen auspendeln, bis sein Körper zur Ruhe kommt. Lange klingt die Freude in ihm nach. Bis dass sich seine Sinne langsam wieder öffnen. Er lauscht in die Steppe. Der Tag wird still,

wenn es Nacht wird. Andere Stimmen erwachen, neue Düfte dringen aus dem Dunkel.

In diesem Jahr sinkt Armin schon in der Nachmittagssonne auf dem hellen Sande nieder. Er weint vor Erschöpfung und Glückseligkeit und streckt sich auf dem Tanzboden aus. Tränen perlen wie Tau über sein Gesicht. Hin zu fernen Völkern trägt sie der Sommerwind, um dort die Stirn eines von der Welt verwirrten Kindes sanft zu kühlen.

Nach und nach deckt ihn der Steppenwind mit einem Tuch aus Sand zu, bis nur noch seine Nasenspitze hinausguckt. Tief atmet Armin ein.

Er fühlt sich wie in einem Sarkophag, und unaufhaltsam weht es weiter. Zart, wie das Schwingen von Engelsflügeln, spürt Armin die Bewegungen des Blumenballets in der dunklen, kühlen Tiefe. Glückselig schwebt er durch eine pulsierende Unendlichkeit.

In der Mitte der Nacht, wenn der Wind eine Pause macht, halten auch die Blumen inne. Andächtig neigen sie ihre Häupter zu der unter den Sternen dämmerig schimmernden Sandinsel, wie zu einer Königsgruft. Das fände er wunderbar. Früher, das hat er gelesen, tanzten die Herrscher ihren Gästen etwas vor. So ein König wollte er auch sein. Und einmal als König sterben.

Gemach! So weit sind wir noch nicht. Armin träumt von Tanz und Tod und höchsten Würden, anstatt sich auf den Heimweg und zu seinen Pflichten zu begeben. Außerdem gibt es den alten Brauch im Dorfe, ihre ehemaligen Dorfvorsteher am Ufer der Senna zu begraben, dem großen Fluss, der von den hohen, schneebedeckten Bergen kommt. Aus dem ewigen Eise!

Mit geschlossenen Augen wiegen sich die Blumen im Nachtwind, und sie träumen. Eines Tages wird Armin das mit ihnen gemeinsam tun. Ausgestreckt auf dem Sandgrab, behütet vom Tanz der Unzähligen, sanft umfächelt vom Wind wird er im süßen Duft der Nacht mit seinen kleinen,

farbenfrohen Freunden im Blumental traumwandeln.

Und Armin wird durch den funkelnden Lichterwind der Gestirne tanzen, wie ein Schmetterling.

## Oase

Unter dem nächtlichen Sternenhimmel wandelt Armin durch die Wüste. Eine Fußspur lässt ihn verwundert innehalten. Die Abdrücke sind etwas kleiner, die Schritte kürzer als seine. Wer mag hier nur vor ihm gewesen sein, in diesem Nirgendwo?

Man läuft durch denselben Traum, aber zeitlich aneinander vorbei. Diese einsamen Fußabdrücke sind der Beweis für das verlorene Gespräch, das nicht geteilte kostbare Wasser, die nicht weitergereichte Botschaft. Begegnen sich Menschen am Tage, reden sie, als seien sie die Herren dieses Niemandslandes. Ihre Füße drücken dabei Zeichen in den Sand, die etwas anderes erzählen.

Armins Augenlider zittern, doch fällt sein innerer Blick wieder auf die Spur. Er folgt ihr zu den Wanderdünen.

Die Sterne verblassen. Palmen ragen schwarz in den orangeroten Morgenhimmel. Es sind nur noch wenige Minuten zu gehen. Armin hört aus der Ferne Kamelschnauben und Rufe, die Tiere an einen Brunnen leiten.

Er erblickt ein Zelt, und in seinem Herzen steigt Freude auf. Hände erwarten ihn. Kleine, schmalere als seine. Sie machen geschickte Bewegungen. Jetzt erwachen sie, beginnen sich zu regen und wenden sich ihrem Tagwerk zu. Armin freut sich schon auf den Tee, den Honig und die Mandeln, die sie ihm zum Morgenmahl reichen werden. Was für eine Anmut in der Welt! Ja, ihre Hände. Er wird sie extra begrüßen, mit

einem zarten Kuss!

## Ave Maris Stella

Der Wecker mit den Leuchtziffern zeigt zehn Minuten nach Mitternacht. Armin hat zwei Stunden geschlafen. Er ist hellwach. Ihm ist, als gehöre er nicht ins Bett. Die Beine, nein, sein ganzer Körper ist nicht müde. Seine Glieder wollen sich bewegen, wie morgens um fünf.

Er steht auf, vorsichtig, um Anja nicht zu wecken. Seine liebe Anja, die ihm zugewandt schläft.

Gleich über den Schlafanzug streift er Jacke und Hose. Die Schuhe nimmt er in die Hand und bewegt sich leise aus dem Schlafzimmer. Sachte zieht er die Tür hinter sich zu.

Er geht in die Küche, zündet die Petroleumlampe an und stellt sie auf den Tisch. Er dreht den Docht herunter. Es bleibt nur ein Glimmen im Raum. Schemenhaft erkennt man die Möbel. Wenn er zurückkommt, läuft er nicht dagegen, und Anja wird durch ihn nicht geweckt. Er verlässt das Haus.

Tief atmet er die kühle Nachtluft ein. Das Sternenzelt leuchtet. Er knöpft seine Jacke zu und geht durch das ruhende Dorf. Aus einem Stall hört er Grunzen und Geräusche, als ob Hufe an eine Stallwand stoßen. Dann ist es wieder still. Die Häuser hinter sich lassend betritt er die wilde, schimmernde Steppe.

Ihn fröstelt. Er zieht die Schultern hoch. Eine Weile später dreht er sich um. Die Häuser sind nicht mehr zu sehen.

Jetzt ist er in der Wildnis allein mit sich, mit seinem Atem, der Kühle, mit den Gräsern, den Sternen, den schattenhaften Hügeln. Aufmerksam

setzt er seinen Weg fort. Er blickt nach unten, damit er nicht stolpert, über einen hochstehenden Grasbüschel oder einen Ameisenhaufen.

Er bleibt stehen. Da ist etwas wach; ein Knistern, ein leises Zirpen. Er setzt sich ins Gras und lauscht. Das Sitzen strengt ihn auf die Dauer an. Armin legt sich auf den Rücken und verschränkt die Arme unter dem Kopf. Die Sterne, unzählige, sie flimmern. Das Firmament, eine durchsichtige, riesige Kuppel um ihn herum. Zart wie Pusteblumensamen rieselt das Sternenlicht auf ihn herab. Er wird nicht satt, es sich anzusehen.

Ihm ist nicht zu kalt. Der Boden ist warm. Etwas hart zwar, aber er hat ein gutes Plätzchen erwischt. Fast zu gut. Er ist besorgt, dass ihm die Augen zufallen könnten.

Mit einigem Bedauern richtet er sich auf, schließt die Arme um seine Knie und legt den Kopf darauf. Er hat keine Lust aufzustehen. Mit der rechten Hand drückt er sich hoch.

Langsam geht er zurück. Die Umriss der Häuser werden sichtbar. Ein letztes Mal blickt Armin in die dunkle Wildnis. Dort hinten glimmt etwas, wie ein Lagerfeuer. Der Zirkus? Es ist wohl nur ein Glühwürmchen. Er wendet sich wieder dem Dorf zu.

Einmal möchte er für immer in die Nacht gehen und unter den Sternen bleiben. Ihr silbernes Licht befragen und seinen Antworten lauschen. In der Steppe. Im Gras. Allein. Wie einst Kalastra.

## Hügelablauf und hügelab

Wandert Armin zwischen Tiefenberg und Hohental einen Hügel hinauf, neigt er seinen Oberkörper nach vorn, strafft seinen Rücken und senkt den Kopf. Er sieht seine Füße Tritt fassen, spürt, wie sie sich in die Erde stemmen, fühlt das Spannen seiner Muskeln für den steigenden Schritt,

bis er oben angelangt ist. Das heißt, bis fast oben. Denn bevor er die Hügelkuppe erreicht, nimmt er den Blick hoch, lockert seine Haltung und genießt, wie die Anhöhe vor ihm rasch kleiner wird und nicht mehr endlos erscheint, sondern wie ein sich senkendes Hügelchen, dessen Steigung zur Spitze hin zudem immer flacher wird. Wenn er oben angekommen ist, bleibt er stehen und schaut übers Land. Im Wind wogt das Gras.

Neulich wurde es windstill. Das Gras stand da, als ob es wartete. Auf den Wind, vermutlich. Ja, so wird es sein, es wartet darauf, dass es sich weiter mit ihm wiegen kann. Es ist wie mit einem Fluss, der angehalten wird. Wenn der weiterfließen kann, ist er erleichtert, weil das Fließen seine Natur ist. Deshalb heißt er wohl auch Fluss.

Als sie im Dorf zusammensaßen und über Gero redeten, wurde der Wind ebenfalls still. Er lauschte dem Gespräch. Und das trug er später um die Welt, indem er das Gras hin- und herbewegte. Die Gräser wiegen sich in den Geschichten und erzählen sie durch ihre Grasmusik weiter. Vielleicht kann der Wind ja auch Gedanken hören. In dem Fall würde Unerhörtes weitergegeben. So ist das mit dem Wind. Keiner kennt ihn. Er kommt und lauscht und geht. Wird er zum Sturm, vergisst er das Zuhören, vergisst das Gras, das Dorf und vergaß das Schiff, das mit dem Gero unterging.

Bei den Gräsern trägt keines Schuld an dem Gesang, den es macht. Es wird ja vom Wind hin und her gebogen. Aber ohne Gras gäbe es den Wind nicht, und ohne ihn stünden die Halme still da und sehnten sich danach, sich zu wiegen und zu singen, hügelauflauf und hügelab.

Armin lauscht der Grasmusik. Schön wär's. Nur Knistern hört er. Aber wenn er das Knistern nimmt und den rauschenden Wind dazu, dann ist das auch Musik. Ja, das ist eine große Musik. Eben keine Menschenmusik. Er macht die Augen zu. Die Musik klingt sehr weit und doch so nah. Der Wind streicht an seinem Haar. Seine Haare wollen auch mitsingen, oder mitknistern. Aber Haar knistert nicht. Er ist eben nur ein Mensch. Schade. Gern wäre er ein Grashalm und würde mit dem Wind musizie-

ren, als Mitglied dieses Orchesters der Unzähligen.

Wandert Armin die Hügel hinab, lässt er sich von der Kraft, die ihn nach unten zieht, beschleunigen und fängt mitunter an, zu laufen. Wenn es steil abwärtsgeht, muss er aufpassen, dass er sich nicht auf die Klappe legt, weil seine Beine nicht mehr mitkommen. Oft kann er den Schwung mit in den nächsten Anstieg nehmen.

Es kommt aber vor, dass er sich still ins Gras hockt. Das kann länger dauern. Plötzlich erhebt er sich, weil er nach Hause will.

## Bildergeschichten

Armin blättert in einer abgegriffenen Illustrierten, die mit der gezeichneten Igel-Bildergeschichte auf der letzten Seite. Es ist eins der Abenteuer, in dem es um einen bösen Zauberer und seinen bunten Zauberfächer geht. Er schaut sich die sorgfältige Gestaltung der unterteilten Grafiken genau an, die Feinheiten der Darstellung, die Farbgebung des Hintergrundes, die scheinbare Bewegung der Figuren, und wie alles genau zu der erzählten Geschichte passt. Wunderbar, diese Kunstfertigkeit und der Ideenreichtum. Und welche Geduld in der Ausführung! Wie selbstvergessen der Zeichner gearbeitet haben muss.

Er schließt das Blatt und fächelt sich damit frische Luft zu. Direkt vor seiner Nase, herum um seinen Kopf und an seinem Hals in das aufgeknöpfte Hemd hinein. Er rollt die alte Zeitschrift zu einer Röhre, blickt durch sie wie durch ein Fernrohr zur Tür, die sich öffnet. Anja kommt herein.

Sie lacht: „Du hast aber ein langes Auge!“

Er sieht, wie sie weiter auf ihn zukommt, schließlich nur noch ihren Hals, dann ihre Hand auf seinem Kopf und ihre Lippen auf seinem Scheitel.

Armin legt die Illustrierte auf den Tisch. Anja hat auf dem Stuhl neben ihm Platz genommen. Ihre Hände finden zueinander. Anjas schmale Hand liegt in der seinen ruhig und trocken. Ihre Hände sind trotz der ländlichen Arbeit schlank und zart geblieben.

Sie schauen ohne Worte vor sich hin, über den Tisch durch das Fenster, hinaus ins weite Land. Das Gras wiegt sich im Winde. Nach einer Weile schließen sich Armins Augen.

Es erscheint die nächtliche Steppe, das silbern glitzernde Gras, in der Ferne der Wanderzirkus um ein Feuer lagernd. Er sieht die Echse mit dem Mond sprechen, Thero aus dem versiegten Brunnen steigen, das Cabrio mit dem kleinen Gero und ihm durch die Steppe rollen, den Dorfbock zurück in Hohental, und über allem das leuchtende Sternenzelt.

Wellen rauschen an einen fernen Strand.

## Der Fluss

Mit dem Sonnenuntergang am Abend zuvor hatte er sein Ziel erreicht und war erschöpft in den Schlaf gesunken.

Im Licht der aufgehenden Sonne blickt Armin auf die schimmernd dahinfließende Senna. Dort, das gegenüberliegende Ufer, teils nur schemenhaft durch den zarten, aufsteigenden Dunst sichtbar. Weit, – sehr weit.

Er entkleidet sich und rollt alles zu einem Bündel zusammen. Die wertvollen Gegenstände verstaut er in der Kalebasse. Ein Seil sichert das Gepäck auf dem Rücken.

Vor ihm, die ruhige, fließende Kraft, die stete Bewegung des Wassers. Angenehm kühl umströmt es seine Waden. Er benetzt Arme, Gesicht

und Brust. Tastenden Fußes geht er weiter.

Die Strömung erfasst ihn. Er stemmt sich kurz dagegen, dann stößt er sich ab. Einen Augenblick vor dem Eintauchen erscheint aus der Tiefe in rätselhaft leuchtenden Farben sein Spiegelbild.

## Vom Aufschreiber

Vor meinem Besuch in Tiefenberg traf ich Armin Nimra das erste Mal im Tessin, oberhalb des Lago Maggiore am Monte Verità. Er hatte dort einige Monate des Jahres zusammen mit Gusto Gräser und Hermann Hesse in der Felsgrotte bei Arcegno verbracht, der Wiege der aufgeklärten Kreativen Europas. Armin war für die regelmäßigen warmen Mahlzeiten zuständig, ohne die Gusto und Hermann schon längst den kargen Ort verlassen hätten. Der Mann aus der Steppe war ein hervorragender Zubereiter von Kohlgerichten. Er hatte den Dreifuß über dem Lagerfeuer in ein alchemistisches Kochlabor verwandelt, aus dem es ständig wechselnd aromatisch duftete und somit die Herbeiströmenden zu innerem Wandel anstieß, wie zum Gespräch, soweit es die Pausen während und zwischen den Mahlzeiten zuließ. Armin schwieg zumeist. Er nahm die Feldfrüchte, meist den herrlichen Weißkohl, das Obst und die Zutaten an, die von den Besuchern mitgebracht wurden. Das wurde zum Anteil dieser Szenerie und zum Brauch. Er wandte sich dann der Feuerstelle zu, allerdings nicht, ohne den Kreativen vorher ein Vorgericht serviert zu haben, das die tägliche Genuss- und Debattierunde eröffnete. Es waren also nicht in erster Linie berauschende Getränke, welche die geistig Bewegten in nie erahnte Höhen steigen ließen, sondern eine Kochkunst aus der fernen Steppe, die niemand in diesem erlauchten Kreise jemals bereist hatte, oder in irgendjemandes Fantasiewelt lebendig war.

Doch es wurde später im Jahr, die frische Ernte war verbraucht, die Zutaten für das Mahl geringer, die Auswahl schmäler. Der Kreis der Genie-

ßer und Genießerinnen wandte sich den tieferen, wärmeren, meist südlicheren Gefilden zu, den beheizten Häusern, die wilde Höhle wurde vorübergehend der verschmähten, zivilisationsgenerierten Bequemlichkeit geopfert. Auch Hermann und Gusto verließen schließlich den archaischen Ort. Allein Armin blieb zurück.

Ich begegnete ihm, als es auf einer meiner Bergwanderungen spät geworden war und ich bei schlechtem Wetter einen Unterschlupf suchte. Da sah ich fern in der Dämmerung einen flackernden Schein, das Lagerfeuer in der Felsgrotte. Wir verbrachten mehr als eine Woche miteinander. Beim Schauen in die Glut kamen wir ins Gespräch.

Armin erzählte mir Geschichten aus seiner Heimat, die ich hier niedergeschrieben habe, zeigte mir einige wenige selbstverfasste Gedichte, die er mit begleitenden Worten im Kapitel „Vier Spiegel“ eingebracht hat, weihte mich in seine Träume ein und in das Schicksal seiner Freunde Thero und Kokola, die auf ihre unverdrehte Art einen mindestens so intensiven Austausch pflegten, wie die mit dem nahenden Winter abgewanderten, meist urbanen Jünger des wahrhaftigen Lebens in der Höhle am Monte Verità. Dort, wo Armin herkam, war man durch die zwingenden Lebensumstände der kargen Steppe geübt, mitmenschlich diverse Ausprägungen auszuhalten und biografische Härten durchzustehen.

Armin hatte Heimweh. Trotz der kalten Jahreszeit wollte er sich auf den Weg begeben. Er sehnte sich nach seiner Frau Anja, seinen Kindern Benno und Sabina und seinen Freunden. Er sehnte sich nach dem weiten Land, der Steppe, dem Gras, der Einfachheit des ländlichen Lebens.

In seiner bescheidenen Art hatte er allen gedient und bereichernden Genuss bereitet. Selbst war er schweigsam geblieben, bis auf unsere kurze gemeinsame Zeit.

Armin ging allein, doch erreichte stets sein Ziel bei den Menschen. Er war bescheiden, man nahm ihn nicht groß wahr, sondern leerte nur seine Hände. Er hatte immer zu geben. Es war ihm recht so.

## Kokola

### Brot

Kokola schläft auf einem Getreidehügel. Er liegt auf unzähligen, kleinen Körneruniversen, die er später zerkleinert, zu Mehl mahlt, das er in die Küchen, die Feuerstellen schickt, wo es zu Brot gebacken wird, um verdaut und ausgeschieden in der Erde zu versinken. Die zermahlene Körner befinden überall in der Natur.

Danach geht das Mehl auf Reisen durch Organismen, bis die Zeit kommt, sich in einer Pflanze zu ordnen und neue Samenkörner zu bilden.

### Sprachlos

Kokola spricht nicht. Weil er lebt, wovon andere reden und deshalb sprechen und handeln und hin- und hergehen.

Für alle im Dorf mahlt er das Korn in der Mühle zu Mehl, damit sie etwas zu essen haben, damit sie weiter reden können und ihm erlauben, zu schweigen.

Sie bringen ihm das Getreide. Er nimmt es schweigend entgegen. Sie holen das Mehl ab, er stellt schweigend den Sack auf ihren Wagen.

## So schwer

Der Sack, so schwer, so schwer, so schwer,  
er drückt auf ihn, er drückt ihn sehr,  
er kann ihn niemals tragen,  
er kann es niemals wagen,  
doch stemmet er ihn hoch,  
mit seiner Beine Kraft sich selbst dazu,  
und steigt nun die Leiter hoch,  
und drückt Schritt für Schritt, für Schritt  
und wuchtet hoch das schwere Stück,  
auf seiner Schulter, auf seiner Schulter,  
und salzig Schweiß rinnt über sein Gesicht,  
und läuft an ihm hinunter, hinunter.

Hinauf die Leiter, hinauf, hinan,  
er trägt den Sack hinauf den Steig, die Leiter lang,  
die lange, lange, Leiter lang,  
hinauf und immer höher,

die Sonne hellet Raum und Tal,  
und lässt das Mehl erstrahlen,  
aufleuchten wie den hellen Tag,  
dorthin er trägt das schwere Korn,  
bis in die strahlend Wolk' hinan,

dort, überm Tale hoch und allem weit,  
hoch überm Tiefland tief, das unten fern,  
so fern, sehr klein ihm alles zeigt,  
hoch von der Himmelswolke zeigt,  
und dort der Steig,  
den er erstieg.

Er kippt das Getreide aus, ganz leer den Sack,  
es fällt hinein, es rauscht hinab,  
hinunter, hinab und immer tiefer,  
entschwindet seinem Blick der Tiefe  
des Groben, der Großstadt,  
des blechernen Lärms, der alles zertrümmert,  
zu Scherben zerbricht, zu Scherbenstaub zerbricht

die Seelen, sie leuchten,  
bis ihr Strahlen verblasst,  
sinkt in den Straßenschmutz hinab,  
dem Getöse anhaftend,  
stinkenden und lärmenden Vehikeln,  
schwarzem Gummi, Metall und Fett,  
angekommen auf der Welt Boden,

deshalb man vergessen hat,  
emporzublicken, aufrecht  
in die Wolken, in den Himmel,  
die leuchtenden Wolken des Abends,  
die Sehnsucht wecken nach einer traumlosen Nacht,  
nach Frieden im Herzen, nach Stille,  
die Ruhe schenkt, die Erschöpfung lindert,  
als stiller Mittelpunkt,  
um den sich alles dreht,  
drehen kann und drehen muss,  
die Stille, die sich nie entleert,  
weil sie schon immer war,  
nie enden wird.

## Streit

Ein weißes Pferd tritt ins Dorf und bleibt stehen. Vornübergebeugt hält sich ein Verwundeter auf ihm. Von einer Kopfwunde läuft das Blut durch die Mähne, über den Hals, tropft in den Sand.

Der Mann neigt sich zur Seite, vielleicht mit der Absicht abzusteigen, stürzt aber bei dem Versuch und schlägt dumpf auf den Weg auf. Seine Glieder kann er nicht mehr ordnen.

An dem nächststehenden Hof wird die Eingangstür einen spaltbreit geöffnet. Dem ungewohnten Geräusch des Fallenden nachgehend, schaut das neugierige Gesicht eines Bauern heraus. Einen Moment später stürzt er aus der Tür, läuft bis zu Pferd und Verwundetem, beugt sich hinab, um Genaueres zu erkennen, richtet sich auf, dreht sich um, blickt suchend die leere Dorfstraße auf und ab.

„Hilfe!, Unglück! Kommt alle! Schnell, kommt! Hilfe!“

Geräusche in den Häusern, undeutliche Worte. Türen öffnen sich.

„Was ist denn? Was ist?“, schallt es.

Es nähern sich Schritte. Bald stehen Männer, Frauen und Kinder zusammen um das Pferd und den Blutenden.

„Es ist der Müller. Kokola!“

Jemand beugt sich nieder, berührt ihn an der Schulter, bewegt sie leicht.

„Sag was! Was ist mit dir?“

"Tot."

"Tot? Kokola?"

"Ich hab's geahnt!", eine hohe Frauenstimme meldet sich. „Es musste ja so kommen, ich hab's geahnt! Keiner hat ihm geholfen. Nun liegt er hier in seinem Blut.“

„Halt's Maul!“. Eine Männerstimme versucht laut zu bestimmen.

„Recht hat sie“, sagt eine andere Frau, „nun ist passiert, was kommen musste.“ Schluchzend wendet sie sich ab. „Gemein ward ihr zu Kokola, das habt ihr nun davon!“

„Was wisst ihr schon, ihr nutzlosen Weiber. Schützt ihn, diesen Unhold, diesen Hexer. Seid doch froh, dass er tot ist, dann ist Ruhe im Dorf!“

„Idiot.“ Ein anderer spricht leise: „Kokola gehört zu uns, ihr wollt nur eure eigene Schande unter den Teppich kehren.“

„Was willst du damit sagen, he? Du Schwächling. Ich hau dir ein paar aufs Maul!“

Im Nu entsteht eine Rängelei zwischen den Männern, um sie herum kreischende Frauen.

Am Dorfeingang erscheint ein Wanderer, barfuß, in schmutziger Kleidung. Den Hut hat er tief ins Gesicht gezogen, ein Bündel auf dem Rücken. Einer wendet den Kopf, die anderen folgen nach. Schweigend sehen sie dem Ankömmling entgegen, der direkt auf sie zusteuert und weichen zur Seite.

Er tritt zu dem Verletzten, beugt sich nieder, schultert ihn, verlässt die

Ansammlung, die ihnen bewegungslos hinterherschaut. Er geht mit seiner Last zum Anfang des Dorfes zurück, hält am ersten Haus der Straße und ruft etwas. Die Tür öffnet sich.

Der Schimmel setzt sich langsam in Bewegung und trabt hinterher. Mit gesenktem Kopf bleibt er vor dem Hauseingang stehen.

In der Menge blicken sich die Gesichter fragend an, Schultern zucken, einige wenden sich ab, um wieder in ihre Häuser zurückzukehren. Einer versucht kurz mit seinem Stiefel Sand über die Blutlache zu schieben.

Aus einem der Höfe ist ein klagender Schrei und nachfolgendes Schluchzen zu hören. Dann eine befehlende Stimme.

## Im Haus

Anja öffnet die Tür und erblickt erstaunt ihren Mann, den sie seit vier Jahren nicht gesehen hat. Er trägt Kokola. Sie macht die Tür weit auf, sodass beide hindurchpassen.

"In das Gästezimmer." Armin legt ihn auf dem Bett ab. "Wasser, Anja, wir brauchen Wasser. Ich muss seine Wunde reinigen. Wir müssen sie desinfizieren und verbinden. Alkohol oder Jod, wenn du hast."

Armin zieht den Stuhl ans Bett, nimmt den Hut vom Kopf und legt ihn auf dem Boden ab. Er fühlt Kokolas Puls. Dessen Gesicht ist weiß, die Lippen bläulich, sein Atem fast nicht wahrnehmbar.

„Kokola. Hörst du mich?“

„Wasser, Anja! Er ist bewusstlos. Er hat viel Blut verloren. Hoffentlich nicht zu viel. Er ist kalkweiß, ich fühle aber noch leichten Puls. Er hat eine tiefe Wunde am Kopf. Wie mit einem scharfen Gegenstand geschlagen. Anja, danke für das Wasser. Hol noch eine Decke, wir müssen ihn wärmen.“

Armin ist wieder hier, Anja und fühlt sich glücklich und leicht. Damals brachte er Thero aus der Steppe, nackt und verwirrt.

Was ist bloß mit Kokola passiert? Und die Dorfleute?

Still bereitet sie den Tee und schaut im Schrank über der Spüle nach Keksen. Alles zusammen stellt sie auf ein Tablett und trägt es zum Gästezimmer. Mit dem Fuß öffnet sie die angelehnte Tür. Armin sitzt vornübergebeugt. Er hält die Hand seines Freundes.

Anja stellt das alles auf dem Tisch ab und setzt sich. Sie füllt sich eine Tasse ein, streckt die Beine von sich und betrachtet die Männer.

Thero schrieb die Briefe, und sie brachte sie zum Amt in Kadikla, solange Armin auf Reisen war. Das hatte gut funktioniert.

Im Dorf war seine Abwesenheit spürbar. Sie hatte die Lücke nicht füllen wollen. Alles lief wie bisher, nur Kokola hatte sich immer weniger beteiligt. Er litt darunter, dass sein Vater keinen Kontakt zu ihm suchte. Eine alte Geschichte, die auf ihm lastete und die er nicht bewältigen konnte, und die er mit der Freundschaft zu Armin ausglich.

Die Katastrophe entwickelte sich, ohne dass sie ihren Hergang mitbekommen hatte.

Sie beteiligte sich kaum am Dorfleben. Ab und zu besuchte sie ihre Tochter, und wenn sie nach Kadikla ging, ihren Sohn. Sie zog ihr kleines Reich im Hause vor und hielt sich von dem abergläubischen Dorfgetuschel fern.

Die Besuche bei Fedor waren kürzer geworden. Sie fragte sich, warum sie ihn früher aufsuchte, und schämte sich deswegen Armin gegenüber. Nun saß er da, total erschöpft von seiner Wanderung, bei ihm der verletzte Kokola.

## Sonderling

Kokola hatte am Dorfbrunnen mit einer Geste um Wasser gebeten. Weil

er das Wort „Wasser“ nicht aussprach, gaben sie ihm keins.

Jemand hatte gelauscht, als er mit sich selber sprach. Sie hänselten ihn wegen seines Schweigens. Sie forderten ihn heraus, doch zogen sie sich zurück, wenn er seine Kraft zeigte. Solange Armin anwesend war, hielten sie sich bedeckt. Allerdings bedeuteten sie Kokola bisweilen, das Dorf zu verlassen.

Die Männer planten, ihn gemeinsam zu überwältigen. Fedor sollte die Mühle übernehmen, er war kräftig genug. Doch wusste er nichts davon, bekam selten etwas mit. Das Ziegenhüten wollte man danach untereinander aufteilen.

Kokolas Atem ist unregelmäßig, aber tief. Er scheint auf dem Weg der Besserung zu sein. Es ist die zweite Nacht nacheinander, die sie gemeinsam Wache halten. Anja steht neben Armin, ihre Hand auf seiner Schulter.

## Hilfe

Kokola träumt sich inmitten einer Blutlache liegend. Über sich sieht er eine stählerne Klinge, die auf ihn hinabgefahren war und einen zweiten Streich vorbereitete. Eine geistige Lähmung nimmt ihn in Besitz. Das Ende ist nah. Doch bleibt der zweite Hieb aus.

Er fühlt sich an Schultern und Beinen umgriffen und kraftvoll hochgehoben. Ein wärmender Rhythmus trägt Kokola davon und legt ihn auf eine weiche Unterlage. Er fällt in einen tiefen Schlaf. Dass seine Wunden versorgt werden, spürt er nicht mehr.

Am Morgen gehen Anja und Armin in die Küche und setzen sich nebeneinander an den Tisch, halten sich an den Händen, ihre Köpfe lehnen aneinander.

"Schön, dass du wieder hier bist."

"Meine Liebe!"

Er geht ins Schlafzimmer, entkleidet sich und legt sich in das Bett. Im Nu ist er eingeschlafen.

### Traum

Armin drückt den zitternden Jungenkörper an sich, der einen Albtraum mit einer verzweifelten Flucht vor einem drohenden Pochen im Ohr erlebt. Dort, hinter den Bäumen die dunkle, schattenhafte Gestalt, die sich verbirgt und den Wald mit Bedrohung durchsetzt.

Der Junge ist vor Angst gelähmt. Seine Atmung wird schneller und flacher, kalter Schweiß steht auf seinem Gesicht.

Armin bläst ihm seinen Atem ein. Der Kleine schöpft Kraft. Langsam entspannt er sich, atmet tiefer und schläft ein.

Armin sinkt in ein wärmendes Dunkel der Geborgenheit, aus dem ihn erst der Ruf der Amsel in der Morgendämmerung weckt. Der mütterliche Klang des Vogels, ein Ruf aus uralter Zeit.

### Tee

Kokola blickt aus dem Fenster in den angrenzenden Garten. Dort, der schwarze Vogel in dem kleinen Apfelbaum. Hinter ihm der frühe Himmel des Zwielichts, die dunklen Äste, das bleiche Blattwerk, der morgendliche Dunst.

Die Bettdecke fühlt sich kühl an. Das Zimmer wird durch dämmriges

Licht erfüllt. Ihm wird bewusst, dass er nicht zu Hause auf dem Mühlenhügel ist, erhaben von allem. Er befindet sich bei den Menschen im Tal, in dem sie zusammen leben und für ihren Lebensunterhalt sorgen. Er fällt in einen leichten Schlaf und fühlt sich wie ein frisches, hellgrünes Buchenblatt im Frühling, das Feuchtigkeit in sich hineinsaugt und sich ausstreckt.

Anja stellt eine Tasse heißen Tees auf die Anrichte neben dem Bett. Er dreht seinen Kopf etwas nach rechts.

"Guten Morgen, Kokola."

Er bewegt den Kopf etwas weiter und erblickt ihre hellen Augen.

"Anja."

Ein Lächeln huscht über sein Gesicht.

"Kokola. Möchtest du etwas Tee?"

Er mag sich nicht rühren. Es riecht nach Tee. Das ist ihm genug.

"Er ist zurück."

Kokola runzelt die Stirn. Wer? Ach, er versteht. Armin ist zurück. Und deshalb liegt er hier. Langsam wird ihm die Situation klar. Armin hatte ihn hierher gebracht.

Er dreht den Kopf zum Tisch. Anja hat einen Strohhalm in den Tee gesteckt.

"Jetzt ist er nicht mehr so heiß."

Kokola ergreift den Strohhalm mit seinen Lippen. Stark, fast streng schmeckt der Tee, als er ihn in seinen Mund saugt, angenehm warm strömt es mit jedem Schluck weiter in ihn hinein. Er schließt die Augen.

"Einen Zwieback? Eingeweicht. In Ziegenmilch."

"Danke, später." Kokola spricht leise.

Er genießt die Wärme des Tees. Die Wärme der Menschen, dachte er, die gab, aber auch immer etwas nahm, die ihn auch immer leiden ließ. Doch hier fühlt er sich sicher.

Anja legt den Zwieback neben den Tee. „Ich gehe mal nach Armin schauen.“

Er blickt ihr nach.

## Blut

Kokola sieht die Mühle in Grautönen.

„Ich weiß, du verbirgst dich, überall bist du, aber unsichtbar. Du willst mir nah sein! Lass deine Farben in meine Welt.“

Die Mühle schweigt und knarrt leise. Leichter Wind streicht um die eingerasteten Flügel. Die Segel schlagen. Hoch oben zieht ein alter Rabe seine Kreise.

Kokola ergreift ein Messer und schneidet sich in den Arm. Blut quillt aus der Wunde.

„Nimm doch mein Blut und bemale alles damit. Ich habe gehört, dass es eine leuchtend rote Farbe haben soll.“

Der Rabe zirkelt in immer engeren Kreisen herab und nimmt auf einem der Mühlenflügel Platz. Er singt eine traurige Melodie.

Seine Schwanzfedern heben sich. Er lässt einen Klecks Kot hinunterfallen, direkt auf Kokolas Armwunde. Das herausströmende Blut färbt alles farbig ein.

"Da bist du ja, Wesen. Es sieht alles so schön aus."

Da überfällt Kokola die Trauer um seine Kindheit, in der er oft am Ofen saß und wartete.

Farben erblühen vor einem leuchtenden Dunkel, das auf einmal nicht mehr so trostlos erscheint. Bald zerfällt alles zu Staub und wird vom Steppenwind verblasen.

Kokola seufzt und stirbt.

## Schuld

In der Nacht treffen sich einige Männer zwischen den Häusern. Es geht um eine alte Missetat der Dorfgemeinschaft.

Am Morgen kommen von der Dorfstraße erregte Stimmen näher.

„Ach, Kalastra! Schick sie nach Hause, Anja. Heute habe ich keine Zeit.“

Er hält die erkaltete Hand Kokolas.

## Die Mühle

Die Mühle steht still. Alle Körner sind gemahlen. Die festgestellten Flügel knarren in der Steppenbrise. Das Gebälk des Turmes knackt. Der Mond schickt sein silbernes Licht durch die drei kleinen Luken des Mühlturmes. Der Mehlstaub funkelt und glitzert, auf dem Boden, auf allen Gegenständen, an den Wänden und unter der runden Decke weit oben. Der Staub fängt an, zu tanzen, sich rhythmisch zu erheben, wie Regentropfen, die aufprallen, um wieder hochzuspringen, federnd, wie kleine Balletttänzer. Die tanzenden Wolken formen Gestalten, die sich im Mondlicht umeinander drehen, sich voneinander lösen, um eine Einzeldarstellung durch den Mühlturm zu zeigen, wieder in einem rhythmischen Gruppentanz verschmelzen, um den sich ein neuer Kreis bildet und beide sich gegenläufig wie Mahlsteine bewegen, zu einer gemeinsamen Musik des Mondlichts und der Mühle, die sich auf dem Hügel durch die vier Himmelsrichtungen summend dreht, um eine Achse, die zum Mittelpunkt der Erde reicht. Dort unten, wo es dunkel ist, zu dunkel ist für ein lebendiges Wesen, ist die Achse verankert, ohne Ort, darin sie zeitlos lagert und sich dreht, ohne Widerstand.

---